Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

Abschlussbericht der wissenschaftlichen Begleitung des Modellprojekts.

„Kommunikations- und Begegnungsmöglichkeiten älterer Menschen mit und ohne Behinderung in der Begegnungsstätte Bergstedt“

Kommuni

Behinderung

Begegnungs

Abschlussbericht der wissenschaftlichen Begleitung des Modellprojekts.

„Kommunikations- und Begegnungsmöglichkeiten älterer Menschen mit und ohne Behinderung in der Begegnungsstätte Bergstedt“

Auftraggeber:
LEBEN MIT BEHINDERUNG HAMBURG gGmbH

mit Unterstützung des
Bundesministeriums für Familie,
Senioren, Frauen und Jugend
und
der Behörde für Soziales und Familie
der Freien und Hansestadt Hamburg

Michael Langhanky/Marcus Hußmann

Inhalt

I. Einführung 5

II. Menschen mit Lernschwierigkeiten im Alter 8
2.1 Paternalismus 10
2.2 Teilhabe 12
2.3 Mainstreaming Services 15

III. Ältere Menschen mit Lernschwierigkeiten in anderen EU- Mitgliedsstaaten 17
3.1 Einführung 17
3.2 Schweden 17
3.3 England 18
3.4 Kommentar 20

IV. Verlauf und Begleitung des Projekts 21
4.1 Einführung 21
4.2 Projektverlauf und -begleitung 21
4.2.1 Phase der Addition 23
4.2.2 Phase der Koordination 24
4.2.3 Phase der Adaption 25
4.3 Das Projekt aus Sicht der Expertinnen und Experten 26
4.4 Kommentar 29

V. Die Befragung und ihr Verlauf 30
5.1 Der Befragungsverlauf – ein Beispiel 31

VI. Ergebnisse der Nutzerbefragung 39
6.1 Die Nutzerinnen und Nutzer 39
6.2 Teilhabe am sozialen Kapital 40
6.2.1 Häufigkeit der Sozialkontakte im Vergleich zwischen dem Kontext der Behindertenhilfe und dem der Familie 40
6.2.1.1 Einblicke in die Bedeutung der Familie 41
6.2.2 Unterschiede in den Netzwerken bezogen auf die Wohnform stationär/privat 43
6.2.3 Der Übergang in die Rente 45

6.2.4 Ergebnisse der zweiten Befragung: Veränderungen in den sozialen Netzwerken 45
6.3 Teilhabe am kulturellen Kapital 46
6.4 Teilhabe am ökonomischen Kapital 49
6.5 Das Projekt und seine Wirksamkeit in Bezug auf soziale Netzwerke und kulturelles Kapital 50
6.5.1 Sozialkontakte unter den Nutzerinnen und Nutzern 51
6.5.1.1 Erhalt und Ausbau sozialer Bezüge nach Wegfall des zweiten Milieus 52
6.5.2 Gute Gruppenangebote 53
6.5.3 Spreizen lebensweltlicher Bezüge 54
6.6 Kommentar 55

VII. Ergebnisse und Empfehlungen 56
7.1. Generationsbezogene Ergebnisse und Empfehlungen 56
7.2 Organisationsbezogene Ergebnisse und Empfehlungen 58
7.3 Nutzerinnen- und nutzerbezogene Ergebnisse und Empfehlungen 60

VIII. Literatur 63

I.
Einführung

Der hier vorgelegte Abschlussbericht der wissenschaftlichen Begleitung zum Modellprojekt „Kommunikations- und Begegnungsmöglichkeiten für ältere Menschen mit und ohne Behinderungen in der Begegnungsstätte Bergstedt“ hat die Aufgabe, den Projektverlauf in Grundrissen zu dokumentieren, den Hintergrund des Projekts zu dokumentieren, einen Vergleich mit anderen EU- Mitgliedsstaaten anzustellen, die Evaluation der Nutzerinnen- und Nutzer- und Expertinnen- bzw. Experten-Interviews vorzustellen und damit die Grundlage für abschließende Projektergebnisse und -empfehlungen deutlich zu machen. Am Ende sollen Empfehlungen auch zur Weiterentwicklung stehen. Er ist mit diesen Maximen von „LEBEN MIT BEHINDERUNG Hamburg (LmbHH)“ in Auftrag gegeben und Ertrag einer zweijährigen wissenschaftlichen Begleitung des Modellprojekts.

Die Vorgehensweise im Rahmen der zwei Jahre andauernden Prozessbegleitung ist im „Angebot zur wissenschaftlichen Begleitung“ vom 16. 5. 2001 dokumentiert und wird im folgenden Text nur dort, wo zum Verständnis nötig, nochmals kurz angeführt. Ebenso werden die Ergebnisse des Zwischenberichts vom Januar 2004 nicht noch mal explizit aufgenommen. Sie sind aber vielfach implizit im Abschlussbericht enthalten.

Dieser Bericht ist Ergebnis der Prozessbegleitung, die in Gesprächen mit den Personen der Lenkungsgruppe des Projekts und mit den Mitarbeiterinnen der Projektgruppen stattgefunden hat. Er führt die Ergebnisse der ausführlichen Befragung der Nutzerinnen und Nutzer des Projekts aus und bindet die Ergebnisse der Expertinnen- bzw. Expertenbefragung mit ein. Bis hier hat der Abschlussbericht den Anspruch, das Projektgeschehen zu dokumentieren, Entwicklungen aufzuzeichnen und dabei zu systematisieren und Perspektiven Dritter zu dokumentieren. Dabei werden immer auch die Sichtweisen der Autoren des Berichts mit einfließen. Im abschließenden Teil des Berichts, in dem wir uns auf die Ergebnisse und Empfehlungen konzentrieren, erlauben wir uns, unsere Perspektive auf das Projekt vorzustellen, von der wir natürlich hoffen, dass sie ihre Plausibilität durch die vorherigen Ausführungen und Aussagen begründen kann. Dennoch handelt es sich dabei um subjektive Einschätzungen der Autoren, die nur als teilnehmende Beobachter am Projektgeschehen Anteil hatten.

Der Bericht führt zunächst in die Spezifik der jetzigen Generation älterer Menschen mit Lernschwierigkeiten ein und versucht dabei unter den Stichworten „Paternalismus“, „Teilhabe“ und „Mainstreaming Services“ jene Aspekte zu bearbeiten, die uns die prägenden für die Lebenssituation dieser Generation und für die Dienstleistungsstruktur und ihre Desiderate zu sein scheinen (Kapitel II). Im darauf folgenden Kapitel wird der

Fokus auf die Praxis in Schweden und England mit der Absicht gerichtet, wesentliche Aspekte der bestehenden und einer möglichen Hilfelandschaft im Hinblick auf Dienstleistungen für ältere Menschen mit Lernschwierigkeiten herauszustellen (Kapitel III). In diesen beiden einführenden Kapiteln versuchen wir zentrale Begriffe, die wir im späteren Verlauf immer wieder aufnehmen und an denen die Empfehlungen sich mit orientieren, zu erläutern. Zudem soll ein Ablauf von sozial-räumlicher Teilhabe in Begegnung und Dialog skizziert werden, auf den wir später immer wieder zurückgreifen.

Anstelle eines chronologischen Projektverlaufs erlauben wir uns, diesen holzschnittartig in drei Phasen einzuteilen, die uns notwendig erscheinen, um einen deutlicheren Blick auf die zentralen Projektabläufe und ihre wesentlichen Linien zu bekommen. Anstelle der vier Meilensteine, die am Anfang den Projektverlauf klar umrissen, setzen wir die Phasen der „Addition“, der „Koordination“ und der „Adaption“. Die Ergebnisse der Expertinnen- bzw. Experten-Interviews reichern diesen ersten Einblick mit Einschätzungen und kritischen Anmerkungen der Professionellen und der Stakeholder aus dem Gemeinwesen an (Kapitel IV).

Einen zentralen Stellenwert für die wissenschaftliche Begleitung hatte die Befragung der Nutzerinnen und Nutzer, die im Projektverlauf dreimal mit allen Nutzerinnen und Nutzern stattgefunden hat. Da sich die Nutzerinnen und Nutzer aber im Verlauf des Projekts änderten, bedeutet dies nicht in allen Fällen, dass mit jeder Nutzerin und jedem Nutzer je drei Interviews geführt wurden, sondern dass zu Beginn, in der Mitte und am Ende der Laufzeit je alle Nutzerinnen und Nutzer befragt wurden. Wir wollten hier die subjektiven Einschätzungen der Nutzerinnen und Nutzer zum Projekt mit seinen Ergebnissen für ihre Lebenssituation und ihre persönlichen Wünsche für eine Zukunftsplanung kennen lernen. Zum Zweiten wollten wir mit dem Instrument der Netzwerksinterviews die Struktur und mögliche Veränderung des persönlichen Netzwerks der Nutzerinnen und Nutzer kennen lernen. Die Ergebnisse dieser Interviews stehen im Zentrum des folgenden Kapitels (Kapitel V).
Anschließend folgen Ergebnisse und Empfehlungen, die wir zur besseren Übersicht knapp und relativ übersichtlich drei Aspekten zugeordnet haben: generationsbezogen, organisationsbezogen und nutzerbezogen. Diese Empfehlungen verstehen sich auch als Empfehlungen zur Weiterentwicklung des Projekts hin zu einem Regelangebot sozialräumlicher Unterstützungsleistungen für ältere Menschen, die besonderen Assistenzbedarf haben, um ihre Teilhabe am gesellschaftlichen Leben eines Gemeinwesens zu realisieren.

Wir danken den Nutzerinnen bzw. Nutzern für ihre Bereitschaft, Teile ihres persönlichen Lebens in Interviews zu offenbaren. Ebenso danken wir Expertinnen bzw. Experten aus dem Stadtteil und den Einrichtungen für ihre gehaltvollen Beiträge.

Besonderer Dank gilt den Mitarbeiterinnen Frau Bischoff und Frau Rödiger. Sie haben sich außerhalb ihrer bezahlten Arbeitszeit an Reflexionen zum Projektgeschehen beteiligt, kritische Nachfragen ausgehalten, terminliche Fauxpas ertragen und das Projekt mit je eigener persönlicher Note versehen und getragen. Dank gilt auch Herrn vor der Horst, der als Auftraggeber die wissenschaftliche Begleitung eingesetzt und das Projekt geleitet hat. Ihn und die erweiterte Lenkungsgruppe haben wir als hilfreich für unsere

Reflexion empfunden. Dank gilt der Behörde für Familie und Soziales, Frau Dräger und Herrn Dr. Gitschmann, und besonders dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Frau Kreft und Herrn Schneider, die das Projekt und damit die wissenschaftliche Begleitung nicht nur finanziert, sondern auch kritisch begleitet haben.

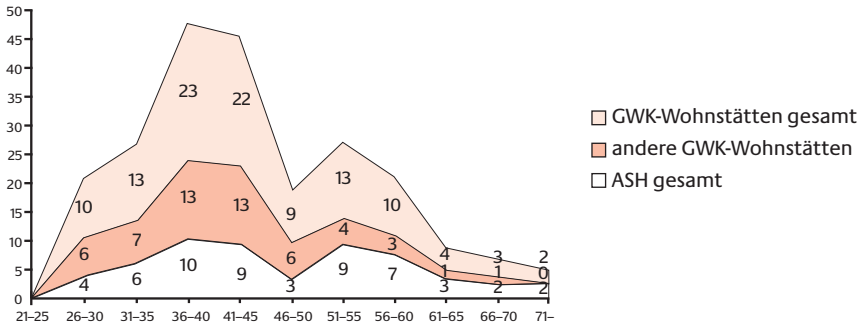
Michael Langhanky Marcus Hußmann

Hamburg, den 14. 9. 2004

II.
Menschen mit Lernschwierigkeiten im Alter

Die sozialen Systeme und die Profession sozialer Arbeit in der BRD konnten über fast 40 Jahre das Thema „Menschen mit Lernschwierigkeiten im Alter“ vernachlässigen. Die Zahlen der über 60-Jährigen in den Dienstleistungen der Behindertenhilfe schienen verschwindend gering, zu gering zumindest, um als eigenständige Zielgruppe für professionelle Überlegungen von Interesse zu sein. Wesentlich werden zwei Gründe für diesen Fakt in der Fachliteratur angegeben: Der vierte Bericht der Bundesregierung über „Die Lage der Behinderten und die Entwicklung der Rehabilitation“ benennt zum einen die „Euthanasie- Morde“ zwischen 1939 und 1945 als einen Grund, führt aber auch die höhere Lebenserwartung durch intensivere medizinische Versorgung als zweiten Grund an (vgl. BMA 1998).
Seit etwa 10 Jahren häufen sich die Publikationen zu Alter und Behinderung und die Gruppe der über 60-jährigen Menschen mit Lernschwierigkeiten wird zunehmend ein Thema in den Einrichtungen der etablierten Behindertenhilfe (vergl. BUNDESVEREINIGUNG LEBENSHILFE 1993 UND 1994/ HOLZ 1995/ SPECK 1995). Die demografische Entwicklung, besonders jene in vollstationären Versorgungssystemen, zeigt, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten nicht nur deutlich älter werden, sondern auch, dass zum ersten Mal in der Geschichte der BRD die Träger der Dienstleistungen für Menschen mit Lernschwierigkeiten mit einer größeren Zahl von Nutzern konfrontiert sind, die sie zuvor nicht kannten: Alte Menschen, die besondere Leistungen reklamieren und die in der besonderen Situation sind, nicht mehr in Werkstätten, Tagesförderstätten etc. über lange Zeit des Tages zumindest den Anschein eines zweiten Milieus zu haben.
Genauere Zahlen über die demografische Entwicklung für die spezifische Gruppe der Menschen mit Lernschwierigkeiten sind weder für das Bundesgebiet noch für die Freie und Hansestadt Hamburg zu erhalten. BUCHKAs Versuch, in der Altersverteilung eines stationären Versorgungssystems eine eventuelle Verteilungskurve abzulesen, macht aber zumindest auf zwei Dinge aufmerksam (BUCHKA 2003:36).

Abbildung 1: Altersverteilung in einem Wohnheim für geistig Behinderte in einer westdeutschen Großstadt im Jahre 1996 (Lemberg 1999, 12)



Zum einen ist die Spitze der Entwicklung noch nicht erreicht. In vielen Einrichtungen dauerhaft stationärer Versorgung leben eine große Anzahl von Menschen, die an der Schwelle stehen, aus dem Arbeitsprozess herauszutreten. Die Gruppe der 55- bis 65-Jährigen dominiert. Zum anderen ist eine Assistenz der Menschen bis in ein recht hohes Alter gefragt, das stark durch Prinzipien und Aufgaben der „Betagtenbetreuung" – wie die Schweiz ihre Altenarbeit charmant benennt – gekennzeichnet ist. Einige wenige Zahlen mögen dies illustrieren: In stationären Einrichtungen der Behindertenhilfe in der BRD leben derzeit ca. 142.000 Menschen, von denen ca. 27.000 körperbehindert sind. 115.000 Menschen gelten als geistig oder seelisch behindert. 15.000 (12 %) dieser Gruppe sind über 65 Jahre alt. So erklärt der Bericht des BMA lapidar, dass „Menschen mit geistiger Behinderung heute ein nahezu gleich hohes Lebensalter wie die Gesamtbevölkerung" erreichen, und schreibt: „Die Mehrzahl von ihnen wird ihre Eltern überleben. Hier sind die Träger der Behindertenhilfe gefordert, wirksame Hilfen anzubieten" (BMA:110).

Ebenso eindeutig beschreibt der Bericht die Grundbedürfnisse der Menschen, die zur Grundlage der anzubietenden Hilfe werden sollen: „Dabei unterscheiden sich die Grundbedürfnisse der alten Menschen mit geistiger Behinderung nicht von denen Nichtbehinderter im gleichen Alter; die sind beispielsweise Anliegen,

- nicht isoliert zu werden,
- in vertrauter Umgebung unter Beibehaltung gewachsener Beziehungen zu leben,
- Hilfen bei der Tagesstrukturierung und der Gestaltung der Freizeit zu erfahren,
- im Krankheits- oder Pflegefall von vertrauten Mitmenschen betreut zu werden, gegebenenfalls bis zum Sterbebeistand, und
- eine ausreichende wirtschaftliche Grundlage im Alter zu haben" (BMA:111).

Dabei betont der Bericht das „Anrecht auf ein menschenwürdiges, möglichst eigenständiges Wohnen inmitten der Gemeinde" und weist auf die Notwendigkeit altersgemäßer tagesstrukturierender Maßnahmen hin: „Außerdem müssen die Wohneinrichtungen in der Lage sein, tagsüber ... alterspezifische Angebote zu machen; damit sind die meisten dieser Einrichtungen jedoch noch überfordert, weil sich der Personalschlüssel in den Einrichtungen daran orientiert, dass die Bewohnerinnen und Bewohner tagsüber abwesend sind und beispielsweise in einer Werkstatt für Behinderte leben" (ebd.).

Hier ist der Ansatzpunkt des Modellprojekts „Kommunikations- und Begegnungsmöglichkeiten älterer Menschen mit und ohne Behinderungen in der Begegnungsstätte Bergstedt" zu sehen. Träger der stationären Hilfen für Menschen mit Lernschwierigkeiten und die Behörde für Soziales und Familie hatten diese komplexe Sachlage gesehen und zum Ausgangspunkt des Modellversuchs gemacht.

Bevor jedoch der Beginn des Projekts und sein weiterer Verlauf detaillierter dargestellt werden, wollen wir die Ausgangslage im Hinblick auf die Personengruppe älterer Menschen mit Lernschwierigkeiten noch etwas genauer in den Blick nehmen und damit die Hintergründe für Ergebnisse im Rahmen des Abschlussberichts abstecken.

Hinsichtlich der Gruppe der älteren Menschen mit Lernschwierigkeiten, die in stationären Settings der Behindertenhilfe leben – und dies ist bei der Mehrzahl der am Projekt beteiligten Personen so – scheinen uns neben den genannten eher demografischen

Eckpunkten eine Reihe von besonderen Aspekten für den Verlauf des Projekts wichtig zu sein, die wir zunächst etwas genauer beleuchten wollen:
Viele Menschen mit Lernschwierigkeiten, die in stationären Versorgungssystemen das Alter von 60 und mehr Jahren erreichen, leben seit ihrer frühen Jugend in diesen Einrichtungen und haben somit eine lange Erfahrung institutioneller Versorgung. Diese spezifische Erfahrung unterscheidet sie unseres Erachten beträchtlich von der Gruppe der älteren Menschen mit individuell-familiären Lebenserfahrungen.

Wir wollen versuchen, diesen Unterschied unter zwei Schlagworten zu skizzieren. Zum ersten führen wir den Begriff des Paternalismus an, um deutlich zu machen, wie stark institutionelle Gegebenheiten und betreuungsbedingte Kolonialisierungen in die Lebenserfahrungen der Nutzerinnen und Nutzer des Modellprojekts eingewoben sind.

Zum anderen werden wir versuchen, mit dem Begriff der Teilhabe das Problem der Exklusion und Inklusion der Nutzerinnen und Nutzer als biografischer Erfahrung nachzugehen. Beide Begriffe mögen polar erscheinen, sie hängen jedoch in der Alltagserfahrung der Nutzerinnen und Nutzer auf vielschichtige Art und Weise zusammen.

In einem dritten Punkt wollen wir uns unter dem Stichwort „Mainstreaming Services“ mit der Ambivalenz zwischen speziellen Dienstleistungen für Menschen mit Lernschwierigkeiten und Regeleinrichtungen der sozialen Dienstleistungen befassen, die sich durch die biografische Erfahrung der Nutzerinnen und Nutzer als eine Art roter Faden zieht und die auch im Modellprojekt zu einem permanenten Fragezeichen wurde.

Die drei genannten Überlegungen, – Paternalismus, Teilhabe und Mainstreaming Services – dokumentieren zugleich unseren Blick auf das Projekt, zeigen also das Verständnis der Berichtenden, indem sie den Ausgangspunkt unseres Blicks verdeutlichen.

2.1 Paternalismus

Viele der Nutzerinnen und Nutzer des Projekts sind über lange Zeit ihres Lebens in völlig anderen Formen zwischenmenschlicher Austauschverhältnisse zu leben gezwungen gewesen als andere Menschen, die die Altersgrenze erreichen. Während Letztere manchmal mit Schrecken vor den institutionellen Versorgungssystemen der Pflege und der Dementenbetreuung froh darüber sind, bisher nie in ihrem Leben in Abhängigkeit von anderen, zudem bezahlten Diensten gelebt haben zu können, ist es für die Nutzerinnen und Nutzer des Modellprojekts in ihrer Mehrzahl unhinterfragte Realität, in stationären, zumeist größeren Versorgungssystemen zu leben. „Institutionen“, so schreibt es JANTZEN mit Verweis auf BOURDIEU und WAQUANT, „sind spezifische Formen menschlicher Austauschverhältnisse mit internen Hierarchien sowie mit inneren und äußeren Grenzen. Sie bestimmen unmittelbar die Lebenslage der in ihnen lebenden Menschen, also den Spielraum, den die äußeren Lebensumstände den Menschen geben“ (JANTZEN 2003:296). Das Spezifische an den Austauschverhältnissen in Institutionen mit klinischen Strukturen und seine Auswirkungen auf die Identität der Insassen und Patienten hat GOFFMAN in seinen Klassikern der Soziologie beschrieben (vgl. GOFFMAN 1972 und 1975). Hier soll weniger nochmals auf diese Wirkung extremer klinischer Systeme auf die Identität und Zugehörigkeit in Form einer Klassifizierung und Selbstrubrizierung

eingegangen werden, sondern ein weicheres Merkmal der Herrschaft hervorgehoben werden, das unserer Ansicht nach neben jenen von GOFFMAN genannten Vorgängen viel häufiger das Leben der Nutzerinnen und Nutzer des Modellprojekts beeinflusst. Es ist jene „Herrschaft mit Samthandschuhen“, die wir mit dem Wort Paternalismus meinen. „Paternalistische Akte“, so beschreibt es JANTZEN mit Verweis auf JACKMAN, „ sind solche, ‚in denen eine Person (A) sich in die Belange einer anderen Person (S) mit dem Ziel einmischt, die eigenen Güter dieser Person zu schützen‘. Gemeinsam ist allen Arten paternalistischer Eingriffe, dass sie ein besseres Verständnis für die wirklichen Interessen des Subjektes beanspruchen, als dieses es selbst besitzt“ (JANTZEN 2003:293).

Das Besondere scheint uns zu sein, dass in paternalistischen Verhältnissen eine Form der wechselseitigen Verstrickung geschieht, die es den Nutzerinnen und Nutzern verunmöglichen, Kritik an der Lebensform, an der Betreuungsform und am Umgang mit ihnen zu entwickeln, nicht nur da sie kein anderes als dieses Leben kennen, sondern auch aus Dankbarkeit. „Paternalismus ist demgemäss auf der Seite der Herrschenden durch die ‚Gefühlsperversion der Sentimentalität‘ gekennzeichnet, seitens der Opfer durch symbiotische Verstrickungen, innerhalb derer es für sie schwer ist, andere als die ihnen zuerkannten Bedürfnisse zu entwickeln“ (ebd.:295).

Viele der Nutzerinnen und Nutzer des Modellprojekts treten als paternalistisch regierte Personen in den Status des alten Menschen. Sie sind weder gewohnt, ihre Bedürfnisse offen zu artikulieren, noch an ihren Lebenssituationen deutlich Kritik zu üben. Sie treten im Gegenteil aus einem hoch verwalteten Leben zwischen Werkstatt und stationärer Betreuung in eine Phase des Ruhestandes ein, der sie zurückwirft auf die stationäre Einrichtung, die zumindest mit paternalistischen Zügen behaftet ist. Schlimmstenfalls sind sie nun ungebrochen dem paternalistischen Zugriff aus einer Hand ausgeliefert. Anders als jene Bürger, die in den Ruhestand treten und sich Gedanken über ihren Umgang mit den neu gewonnenen Ressourcen und den abhanden gekommenen Teilhabemöglichkeiten machen, sind sich die Nutzerinnen und Nutzer ihres Bürgerstatus nur wenig bewusst, verlieren eine wesentliche, manchmal die einzige Möglichkeit, dem holistischen Zugriff eines nach wie vor paternalistischen Systems zu entkommen, und fallen zurück auf den Insassen-Status. Der sanfte Zugriff, der nicht als Herrschaft erlebt und gebrandmarkt werden kann, nimmt sie in doppelter Form in Beschlag: weil sie nunmehr ganztägig ihrer Betreuung gegenüberstehen und zudem, weil sie alt sind. Jener Paternalismus, den alte Menschen häufig verwundert zur Kenntnis nehmen, wenn er ihnen ob ihres Alters plötzlich entgegengebracht wird, verdoppelt sich also noch.

So ist es kein Wunder, dass häufig in Projekten für ältere Menschen mit Lernschwierigkeiten Projekte entwickelt werden, anstelle mit ihnen gemeinsam zu überlegen, welche Bedürfnisse sie haben und welches Angebot sinnvoll wäre. Auch das Modellprojekt ist stärker für die Menschen aus Sicht der Trägerverantwortlichen geplant worden, wenn auch eine Befragung der potenziellen Nutzerinnen und Nutzer die Strukturierung des Angebots beeinflusst hat. Eine stark beschäftigungstherapeutische Attitüde von Projekten ist eine der Folgen eines verlängerten Paternalismus (vgl. etwa HOFMAN et al. 1996:421f).

2.2 Teilhabe

Ein Ziel des Modellprojekts war es, die Teilhabemöglichkeiten der älteren Menschen am öffentlichen Leben zu verbessern und zu einer Integration im Stadtteil strukturell Hilfestellungen anzubieten. Ein hohes Erfordernis an alle Beteiligten war besonders das Ziel, das bereits im Projekttitel in der Formulierung „mit und ohne Behinderungen“ versteckt ist, zu erreichen, dass alte Menschen mit und ohne Behinderungen zusammenkommen.

Dieses Ziel macht es nötig, nochmals die spezifische Situation der Nutzerinnen und Nutzer im Hinblick auf Teilhabe am öffentlichen Leben, mithin die Ausgangssituation genauer zu betrachten:

Die Teilhabemöglichkeiten älterer Menschen mit Lernschwierigkeiten am gesellschaftlichen Leben und in lokalen lebensweltlichen Zusammenhängen ist wesentlich geprägt von ihren Biografieverläufen. Die während des Lebens angehäuften sozialen Erfahrungen, Verbindungen und Kompetenzen (soziales Kapital), der Zugang zu finanziellen Ressourcen, Hilfsmitteln und Besitz (ökonomisches Kapital) sowie ihre Bildung, ihre Erfahrung im Umgang mit kulturellen Bedeutungen (kulturelles Kapital) bestimmen wie bei älteren Menschen ohne Lernschwierigkeiten ihre Positionierung im sozialen Raum (vgl. BOURDIEU 1987/ KRONAUER 2002). Bei genauer Betrachtung lässt sich jedoch feststellen, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten in allen drei Kapitaliensorten extrem minderausgestattet sind und damit einer Reihe objektiver Schwierigkeiten im Zugang zu gesellschaftlichen und gemeinschaftlichen Austauschprozessen ausgesetzt sind.

Hinsichtlich der sozialen Verbindungen kann man feststellen, dass die sozialen Netzwerke gänzlich anders konfiguriert sind als die älterer Bürger ohne Lernschwierigkeiten. Nicht die Lernschwierigkeit an sich ist der Grund für die reduzierten sozialen Netzwerke, sondern die besonderen Kontextbedingungen ihres Lebens: „Erschwerende soziale Kontextbedingungen sind für den Menschen mit geistiger Behinderung die, dass er in seinem In-der-Welt-Sein gehindert ist oder seine eigene soziale Dimension nie wahrzunehmen gelernt hat, da er in einer Art Eindimensionalität und Isolation einer ‚verkindlichten‘, ‚überbehüteten Welt lebte‘ (Borries 1996,57)“ (BUCHKA 2003:220). Der „ideologische Kokon“ (JANTZEN 2003), der sich in der Dauer der institutionellen Versorgung vielfach um die Menschen legt, führt zu einer relativ raschen Ausdünnung der sozialen Beziehungen und reduziert den Neuzuwachs an Netzwerksverbindungen auf innerinstitutionelle Beziehungen. So ist festzustellen, dass die meisten Menschen mit Lernschwierigkeiten bereits nach kurzer Zeit der institutionellen Versorgung aus einer Hand ihre sekundären Netzwerke (Freundschaftsverbindungen) fast vollständig verlieren und dass sich die primären Netzwerke (Familienbeziehungen) auf eine sehr kleine Zahl von Personen reduziert. An die Stelle tritt ein verstärktes tertiäres Netzwerk (professionelle Verbindungen) und innerinstitutionelle Freundschaftsbeziehungen. Der alleinige Außenkontakt besteht nach einer gewissen Zeit des Lebens im Kokon nur noch über die Kontakte zu Kolleginnen und Kollegen in der Werkstatt für Behinderte oder in Tagesförderstätten, die nicht selten ebenfalls der Wohneinrichtung angegliedert sind. Der familiäre Kontakt bricht altersbedingt ab, da keine eigene Familiengründung erfolgt ist. Das soziale Kapital schrumpft also im Alter und mit Verlassen der Werkstatt auf ein Maß zusammen, das wir als innerinstitutionelle Isolation in einer Art akuter Armut an Außenbeziehungen bezeichnen können.

Das ökonomische Kapital ist bei Normalbürgern wesentlich gekoppelt an die Stellung im Erwerbsleben. Auch hier gibt es altersbedingte Einbrüche wie Altersarmut oder Reduktionen des Kapitals in der Rente. Bei Menschen mit Lernschwierigkeiten ist der Einbruch jedoch deshalb einschneidend, da die Reduktion des Einkommens als Reduktion eines ohnehin schon sehr geringen ‚Handgeldes' geschieht. Sie bemerken diese Einbuße besonders drastisch, da mit ihr die letzte Möglichkeit der freien Bewegung im gesellschaftlichen Umfeld verloren geht. Habituell hinsichtlich der finanziellen Ressourcen ohnehin schon lebenslang schlecht ausgestattet, werden die Menschen gänzlich auf die Versorgung aus einer Hand zurückgeworfen.
Das kulturelle Kapital von Menschen mit langer institutioneller Karriere, die heute 65 oder älter sind, ist zumeist unausgeschöpft. Schlechte oder gar keine Schulbildung, innerinstitutionelle und nicht anerkannte Ausbildungen sind die Regel, Teilnahme am kulturellen Leben des weiteren Lebensumfeldes hat kaum stattgefunden. In diesem Bereich wird deutlich, wie Paternalismus und Isolation die Fähigkeiten der Menschen hat brachliegen lassen und Zugänge verbaut hat.
Eine deutliche Differenz zwischen der Lebenslage älterer Menschen und jener älteren Menschen dieser Generation, die heute 60 und älter sind, die aufgrund ihrer Lernschwierigkeiten in institutionellen Versorgungssystemen ihr Erwachsenenleben verbracht haben, wird überdeutlich. Ihre Lebenslage unterscheidet sich derart einschneidend hinsichtlich der Ausstattung mit sozialem, ökonomischem und kulturellem Kapital, dass ihnen Zugänge zu und Teilhabe am allgemeinen gesellschaftlichen Leben gar nicht erst offen stehen oder als Option bekannt sind. Anders als bei alten Menschen in Armut handelt es sich hier nicht um eine Exklusion von Teilhabe, sondern um ein Absprechen der Zugehörigkeit, also um eine Exklusion vom Bürgerstatus. Die alten Menschen mit Lernschwierigkeiten dieser Generation waren und sind einer 'kumulativen Benachteiligung' ausgesetzt (...) Diese individuelle Lebenssituation wird durch die sozialen Einschränkungen noch weiter belastet. Die Menschen dieses Personenkreises konnten nie eine Familie gründen. So bleiben die sozialen Beziehungen auf die Ursprungsfamilie begrenzt. Durch Tod und Pflegebedürftigkeit dieser Familienmitglieder entsteht eine sozial-familiale Vereinsamung. Durch die Berentung werden die sozialen Kontakte zu den ehemaligen Arbeitskolleginnen und Arbeitskollegen deutlich abgeschnitten bzw. gar beendet. Die Tagesstruktur und Lebensform in einer Wohnstätte lassen nur wenige Sozialkontakte zu anderen Menschen zu" (ebd.:38) und diese Reduktion und Isolierung wird noch durch altersbedingte Immobilität und Krankheit verstärkt.

Deutlich wird, dass nicht die so genannte Behinderung Grund für diesen Tatbestand der kumulativen Benachteiligung ist, sondern die besondere Art der exkludierenden Versorgung, Bildung und Arbeit sich als soziale Behinderung im Leben dieser heute 60-jährigen Personen extrem niederschlägt.

Vor diesem Hintergrund ist das Thema der Integration dieser Personengruppe in ein Gemeinwesen eine extrem hohe Anforderung an ein Projekt. Die Möglichkeit eines Integrals zwischen der älteren Population „ohne Behinderungen" eines Gemeinwesens mit jener Population, die bisher außerhalb des Gemeinwesens institutionell versorgt wurde, besteht schlicht zunächst nicht. Ein Integral würde eine wie auch immer geartete Schnittstelle der Lebenswelten voraussetzen. Zumindest aber müsste es Überlappungen der sozialen Netzwerke geben. Tatsache ist aber, dass es nicht einmal eine Ko-Präsenz im sozialen Raum gibt. Die Separation der Lebenswelten ist gerade in dieser Generation so

durchgängig und vollständig gelungen, dass weder lebensweltlich Bezüge zueinander existieren noch überhaupt der eine im System des anderen präsent ist.
Teilhabe zu erweitern als Anforderung eines Modellprojekts bedeutet deshalb schon theoretisch, einer gestuften Abfolge von Schritten folgen zu müssen, die die Voraussetzungen für wirkliche Teilhabe oder gar Gemeinschaft erst ermöglichen kann. Diese Stufen sollen im Folgenden kurz skizziert werden, um an ihnen den Projektverlauf spiegeln zu können:

- **Vermeiden von Reduktion und Erhalt der Netzwerksbeziehungen:** Zunächst geht es für Menschen mit Lernschwierigkeiten, die in institutionellen Versorgungssystemen leben, darum, beim Wegfall des zweiten Milieus der Arbeitswelt die dortigen sozialen Beziehungen zu erhalten, ihnen einen Raum zu geben, Begegnungen mit den Arbeitskolleginnen bzw. Arbeitskollegen zu ermöglichen und einen sozialen Ort außerhalb der Wohn- und Versorgungssituation aufzubauen, der die Bewegung im sozialen Raum des Gemeinwesens zulässt, die sozialen Kontakte stabilisiert und ansatzweise die Kommunikation am Arbeitsplatz ersetzen kann.

- **Spreizen der lebensweltlichen Bezüge:** Ein Aufbau sozialer Beziehungen, die zuvor durch die „Tunnelbewegung“ aus der Wohneinrichtung in die Arbeitsstätte und zurück nicht möglich waren, erscheint nun in Sicht. Die lebensweltlichen Bezüge können auf das Gemeinwesen, auf konkrete Orte in diesem hin eine Spreizung erfahren. Dazu gehören kulturelle Teilhabe an gesellschaftlichen Aktivitäten im Gemeinwesen, neue Bekanntschaften etc.

- **Ko-Präsenz:** Die schlichte Tatsache des Anwesend-Seins, der Fakt des Mit-dabei-Seins, hat Bedeutung für die Menschen im Gemeinwesen und für die Menschen mit Lernschwierigkeiten. Der Fakt, dass durch die vorherigen Schritte ein Nebeneinander, eine Ko-Präsenz geschaffen wird, ist wesentlich für das Entstehen einer Teilhabe am Sozialen. Wie soll man eine Position im Sozialen erlangen, wenn man nicht in ihm präsent ist. Dieser wichtige Schritt der Ko-Präsenz wird meist bei Integrations- oder Teilhabedebatten einfach übersprungen.

- **Überlappungen:** Mit der Dauer der Ko-Präsenz werden zwangsweise Überlappungen in Form von Überschneidungen der sozialen Netzwerke oder der Lebenswelten stattfinden müssen. Diese können negative, positive oder neutrale Konnotationen erfahren. Überlappungen sind jedoch immer, auch bei negativer Konnotation, gleichbedeutend mit der Anreicherung der sozialen Netzwerke.

- **Kooperation:** Kooperation im Hinblick auf das soziale Geschehen kann als der letzte Schritt in der Bildung eines Integrals zwischen zwei Personengruppen angesehen werden. Kooperation meint gemeinsames Handeln auf ein gemeinsames Drittes hin.

Diese fünf Schritte sind allgemeine Schritte in der Erlangung sozialer Bedeutsamkeit im öffentlichen Sozialraum. Sie setzen ein gewisses Maß an verfügbaren Kapitalien voraus, reichern diese aber auch entscheidend an.

2.3 Mainstreaming Services

Eine zentrale Fragestellung einer jeden Versorgungsleistung für ältere Menschen mit Lernschwierigkeiten ist unseres Erachtens jene, ob die Leistung

- anerkennt, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten dieselben Rechte haben wie andere Bürger,
- diese Rechte anwaltschaftlich stützt,
- den Menschen Entscheidungen nicht abnimmt, sondern sie ihnen überlässt,
- den Zugang zu anderen allgemein verfügbaren Dienstleistungen verstellt oder eröffnet.

In o. g. vier Punkten ist bereits eine deutlich Ambivalenz enthalten: Einerseits müssen Dienstleistungen (Services) die spezifischen Bedarfe der älteren Menschen mit Lernschwierigkeiten erkennen, mit ihnen kommunizieren und ihnen anwaltschaftliche Unterstützung geben können. Andererseits müssen sie gewährleisten, dass sie nicht zur Separation und Exklusion von regulären Teilhabemöglichkeiten durch Spezialisierung beitragen.
So steht auch das Modellprojekt grundlegend in einer Ambivalenz zwischen zwei Tendenzen, die mit Spezialisierung und Mainstreaming beschrieben werden können.

Spezialisierung als die bekannte Variante der Organisation von Dienstleistungen für Menschen mit Lernschwierigkeiten geht davon aus, dass die fachlichen Erfordernisse und speziellen Bedarfe nur in Einrichtungen gewährleistet werden können, die über eine spezielle fachliche Ausrichtung, spezielle Hilfen und spezielle Kenntnisse verfügen. Spezialisierung führt jedoch zu einer Abschließung der Nutzerinnen und Nutzer von Teilhabe an anderen Systemen. Sie tendiert zu Stigmatisierung und fasst Gruppen von Menschen unter zumeist wenig differenzierten und unzutreffenden Bezeichnungen zusammen. So bildet die Bezeichnung „älterer Mensch mit geistiger Behinderung“ inzwischen eine feste Größe, unter der sich Menschen mit sehr unterschiedlichen Beeinträchtigungen zusammenfinden müssen, um die Dienstleistung eines spezialisierten Angebots annehmen zu können.

Mainstreaming Services, ein Ausdruck aus der „New Strategy for Learning Disability“ des White Paper der englischen Regierung (DEPARTMENT OF HEALTH 2001), meint dagegen den Umbau der regulären Dienstleistungen hin zu Services, in denen auch die speziellen Bedarfe der Menschen mit Lernschwierigkeiten befriedigt werden können. Mainstreaming Services meint die Verbreiterung der Zugangsmöglichkeiten für Menschen mit Lernschwierigkeiten zu all jenen Diensten, die allen anderen Bürgern zur Verfügung stehen. Es markiert den Willen zur Entspezialisierung und verbindet dies mit dem Ziel, teure Spezialdienste abzubauen und die finanziellen Ressourcen und Kompetenzen in die regulären Dienste mit einfließen zu lassen.

Bereits am Beginn des Modellprojekts stand zwischen der Behörde für Soziales und Familie und den Trägern des Behindertenforums Walddörfer diese Ambivalenz zwischen dem Aufbau eines spezialisierten Dienstes für ältere Menschen mit Lernschwierigkeiten und der Integration dieser so umschriebenen Personengruppe in die allgemeine Seniorenarbeit im Raum. Im Rahmen der Projektauswertung scheint es uns relevant, wie

mit dieser Ambivalenz im Projektverlauf umgegangen wurde: ob also eine spezialisierte Einrichtung der Behindertenhilfe entstanden ist, ob die Übernahme der Nutzerinnen und Nutzer des Projekts in Regeleinrichtungen der Seniorenarbeit gelingen konnte oder ob ein dritter Weg gefunden wurde.

III.
Ältere Menschen mit Lernschwierigkeiten in anderen EU-Mitgliedsstaaten

3.1 Einführung

Der Blick auf die Praxis von Dienstleistungen für ältere Menschen mit Lernschwierigkeiten in anderen Mitgliedsstaaten der EU zeigt ein differenziertes und zugleich unscharfes Bild: Differenziert, weil es eine unglaubliche Bandbreite von unterschiedlichen Dienstleistungsstrukturen in den EU-Staaten gibt, wenn man sich die Dienstleistungen für Menschen mit Lernschwierigkeiten näher betrachtet. Von Schweden über Großbritannien bis zu den Beitrittsländern der ehemaligen Ostblockstaaten lässt sich kein gemeinsames Drittes ausmachen. Unscharf, weil sich nur selten in der einschlägigen Literatur und in der Praxis speziell auf Menschen mit Alter bezogen wird. Deshalb soll, im Blick auf die Zielrichtung des Projekts, eine kurze Ausführung zur Praxis zweier Länder genügen, die in Fragen der „community based services“ in Europa als Vorreiter angesehen werden können: England und Schweden.

Beide Staaten haben durch eine Reihe von Gesetzen in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts deutlich den Strukturwandel in den Hilfen für Menschen mit Lernschwierigkeiten vorangetrieben und damit für die Gruppe der jetzt 60-jährigen und älteren Bürger mit Lernschwierigkeiten andere Ausgangsbedingungen im Hinblick auf Wohnen, Arbeit, Teilhabe, Ko-Präsenz und Paternalismus gelegt. Dies kann hier nur kurz ausgeführt werden.

3.2 Schweden

Schweden hat in zwei zentralen Gesetzen in den Jahren 1954 und 1967 zunächst die Dezentralisierung und Regionalisierung der Hilfen und damit eine Schließung der großen klinischen Systeme und der Heime angeordnet. Die kommunale Verwaltung wurde zuständig und Menschen mit Lernschwierigkeiten mussten innerhalb ihres Wohnorts versorgt werden. Grundlage der Versorgung wurde im weiteren Verlauf die Agenda 22 für Menschen mit geistiger Behinderung (vgl. AGENDA 22; 2004) und die Frage der vollen Realisierung der Bürgerrechte trat ebenso wie in der US-amerikanischen Debatte in den Vordergrund (vgl. KÖNIG 1986). Paternalismus wurde durch die Rechtsverwirklichung der Bürgerrechte und der Rechte nach der Menschenrechtskonvention zumindest schwieriger. Eine kommunale Zuständigkeit für die Rückführung der auswärtig untergebrachten Bürger aus den klinischen Systemen verlangte von den Kommunen den Aufbau kleinräumiger Versorgungsstrukturen mit der Maßgabe, dass stationäre Versorgungssysteme nicht mehr als fünf Plätze haben dürfen und dass das Recht

auf Arbeit und Teilhabe am sozialen Leben der Kommune sowie am kulturellen Leben der Gesellschaft realisiert werden muss – und dies für jeden, auch jene Menschen mit schwersten Behinderungen. Doch erst die Gesetzgebungen von 1985 und 1993 drängten die Kommunen dazu, die spezialisierten Dienste zugunsten der Teilhabe an öffentlichen Leistungen des Wohlfahrtsstaates abzubauen. „Grundidee war, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten Zugang zu den Dienstleistungen des allgemeinen Wohlfahrtsstaates haben sollen. Das forderte, dass diese Dienste ihre Kompetenz entwickeln mussten, um die Bedürfnisse dieser Menschen wirklich zu treffen“ (ERICSSON 2002:24). Kommunen mussten sicherstellen, dass Mainstreaming Services in allen Ebenen der sozialen Dienstleistung realisiert werden und dass Arbeit und Freizeit für Bürger mit Lernschwierigkeiten nicht in spezialisierten Orten alleine angeboten wurden.

3.3 England

Ähnlich ist die Entwicklung in England zunächst durch einen Gesetzentwurf bewegt worden, der die Zerschlagung der großen klinischen Systeme in den Bereichen Psychiatrie und Behindertenhilfe zum Ziel hatte. Damit war die Ko-Präsenz der Personen im Stadtteil und der Kommune gesichert. Anders als in der BRD, der diese Gesetzgebung fehlt, wurde hier nicht „nur“ eine Dezentralisierung der Betreuungsformen vorgenommen, sondern es wurden kommunale Versorgungszentren und -strukturen aufgebaut, die uns in dieser Form in der BRD fast vollständig fehlen. Als solche wurden Stellen des „Personal centered planning“, der Akutversorgung, der Tagesbetreuung und der Krisenwohnung zumeist unter einem Dach im Rahmen der National Health Trusts ausgebaut, während die Wohn- und Betreuungsformen drastisch verkleinert und dezentralisiert wurden. Dabei wurden wesentlich Aspekte der lebensweltnahen Versorgung und des Community Care mit berücksichtigt (vgl. MANSELL/ ERICSSON 2000). Im Jahr 2001 wurde vom Department of Health ein Whitepaper als Vorbereitung eines Gesetzgebungsverfahrens vorgelegt, das den Titel „Valuing People“ (Menschen wertschätzen) trägt. Es wird als die zentrale Regierungsstrategie für Lernschwierigkeiten für das 21. Jahrhundert ausgegeben und gibt folgende zentrale Prinzipien vor:

- **Rechte:** „Die Regierung ist entschlossen, die Bürgerrechte für Menschen mit Behinderungen zu stärken, um Diskriminierung in der Gesellschaft auszulöschen. Menschen mit Lernschwierigkeiten haben das Recht auf eine angemessene Erziehung, aufzuwachsen, um zu wählen, zu heiraten und eine Familie zu gründen und ihre Meinung auszudrücken, mit Hilfe und Unterstützung, wo dies nötig ist.“

- **Unabhängigkeit:** „Unabhängigkeit zu befördern ist ein Schlüsselziel der Modernisierungs-Agenda der Regierung. (...) Während die individuellen Bedürfnisse der Menschen sich unterscheiden, soll dennoch die Ausgangsannahme eher jene von Unabhängigkeit sein als jene von Abhängigkeit, mit öffentlichen Dienstleistungen, die die Unterstützung leisten, um diese zu vergrößern. Unabhängigkeit meint nicht, alles ohne Hilfe zu tun.“

- **Wahlrecht:** „Wie andere Menschen wollen Menschen mit Lernschwierigkeiten ein wirkliches Mitspracherecht dabei, wo sie leben, welche Arbeit sie tun sollen und wer sie betreut. Aber für zu viele dieser Menschen sind diese Ziele noch unerreichbar. Wir

meinen, dass jeder fähig sein sollte, eine Wahl vorzunehmen. Dies schließt Menschen mit schweren Behinderungen ein ...“

- **Inklusion:** Ein Teil des Mainstreams zu sein, ist etwas, was für die meisten von uns als sicher gilt. Wir arbeiten, sehen nach unserer Familie, gehen zum Allgemeinarzt, benutzen Transport, gehen ins Schwimmbad oder ins Kino. Inklusion meint, Menschen mit Lernschwierigkeiten zu ermächtigen diese normalen Dinge zu tun, Mainstream Services zu nutzen und vollständig in der lokalen Gemeinde inkludiert zu sein“ (DEPARTMENT OF HEALTH 2001:23f.).

In beiden Staaten der EU sind damit die Grundlagen für die Beteiligung am Leben in der örtlichen Gemeinde, die Ko-Präsenz im öffentlichen Leben deutlich verändert. Menschen, die in diesen Ländern heute über 60 Jahre sind und Lernschwierigkeiten haben, sind in der Regel schon in stärker autonomen Lebenszusammenhängen etabliert als viele der Nutzer des Projekts in Bergstedt. Sie haben Anteil an öffentlichen Dienstleistungen, haben Zugriff auf regionale Versorgungsstrukturen und sind nicht ausschließlich von spezialisierten Dienstleistungen der Behindertenhilfe abhängig. Damit ist ihre Ausgangslage zu einem Leben als älterer Mensch im Gemeinwesen zumindest im Ansatz besser als in der BRD. Diese Menschen sind es häufig gewohnt, sich unterschiedliche Leistungen – ob es der Besuch beim Arzt, das Mittagessen oder das Treffen mit Freunden ist – im öffentlichen Raum, in Ko-Präsenz mit anderen Bürgern abzuholen. Sie haben entschieden mehr Berührungspunkte mit dem öffentlichen Leben und ihre Isolation ist nicht derart deutlich wie die der Nutzerinnen und Nutzer des Projekts.

So kommt es, dass das White Paper „Valuing People“ zur Frage der älteren Menschen mit Lernschwierigkeiten die folgenden fünf Punkte herausstellt:

- Menschen mit Lernschwierigkeiten leben länger, sie überleben ihre Eltern, ihre Lebensdauer hängt aber dennoch vom Grad der Behinderung ab. Frauen leben länger und „viele derer, die heute ins Altersstadium eintreten, haben die meiste Zeit ihres Lebens in Langzeitheimen verbracht und gewöhnen sich vermutlich gerade an das Leben in einer eigenen Wohnung, im unterstützten Wohnen oder einer kleinen Wohngruppe. Eine kleine Anzahl ist immer noch in Vollzeitbetreuung.“

- Manche Menschen mit einem Alter über 75 sind desorientiert und haben beträchtliche Forderungen an medizinische und soziale Betreuung. „Ihre Schwierigkeiten als alte Menschen überschatten Probleme in Verbindung mit ihrer Lernschwierigkeit, und ihre Bedarfe sind praktisch dieselben wie die der älteren Bevölkerung insgesamt.“ Es wird Person centered planning, eine Verfahrensweise der Hilfe- und Zukunftsplanung, empfohlen.

- Es gibt ältere Menschen, die sehr wach sind und die Erwartungen haben, die vergleichbar mit denen Jüngerer sind, und die fehlplatziert sind in Senioreneinrichtungen. „Pläne für diese Menschen müssen um Pakete von Beschäftigungs-, Rekreationsaktivitäten und stationärer Unterstützung geschnürt werden, die die Lernschwierigkeit und ihren Alterungsprozess in Rechnung tragen. Sie sollen ermächtigt werden, so aktiv beteiligt wie möglich zu sein.“

- Unterstützung mit guter Qualität für solche Personen, die im frühen Alter Alzheimer entwickeln – besonders die große Gruppe der Menschen mit Down-Syndrom –, wird als Herausforderung gesehen. „Die Regierung fordert die Behindertenhilfe auf, mit den Spezialisten der medizinischen Versorgung zusammenzuarbeiten ...“

- „Für Menschen mit Lernschwierigkeiten beginnt der Alterungsprozess oft früher als mit 60 Jahren. Dies bedeutet, dass Planungen für die Bedarfe ‚alter Menschen‘ mit Lernschwierigkeiten den Einschluss einer größeren Bevölkerungsgruppe bedeuten muss, möglicherweise von jenen von 50 Jahren aufwärts. Lokale ‚Partnership Boards‘ (Partnerschaftsausschüsse) sollen sicherstellen, dass eine Koordination zwischen Dienstleistungen der Behindertenhilfe und der Altenhilfe geschieht, sodass die Menschen jene Dienstleistungen zugänglich finden, die ihren Bedarfen am meisten entsprechen.“ (ebd.:103f.)

3.4 Kommentar

Für das Modellprojekt „Kommunikations- und Begegnungsmöglichkeiten für ältere Menschen mit und ohne Behinderungen in der Begegnungsstätte Bergstedt“ sind aus den Entwicklungen in Schweden und England einige Punkte von Interesse, die hier nochmals kurz skizziert werden sollen:

- Enthospitalisierung ist eine Voraussetzung für Ko-Präsenz von Bürgern mit und ohne Behinderung im Stadtteil als Erfahrung im öffentlichen Raum. Die Folgen einer vorwiegend stationären Versorgung jenseits dieses Raumes sind Exklusion und Isolation, die mit dem Alter zunimmt, da sich durch Mobilitätseinschränkung und Wegfall von Arbeitswelt als zweitem Milieu der Radius noch zunehmend verengt.

- Erst in einem zweiten Schritt nach der Enthospitalisierung und Dezentralisierung ist es in den beiden Ländern gelungen, die Kommunalisierung und das Mainstreaming der Dienstleistungen zu thematisieren. Hier ist das Herstellen regionaler kleinräumiger Zuständigkeiten in Form von Servicestellen ein wichtiger Schritt gewesen.

- Wesentlich ist der Versuch, regionale partnerschaftliche Ausschüsse zu schaffen, in denen die Versorgungsleistungen für ältere Menschen insgesamt im Bereich der Kommune thematisiert und koordiniert werden (vom Arzt über den Einkauf bis hin zu Freizeit und Kultur).

- Alter als Lebensstadium bei Menschen mit Lernschwierigkeiten kann nicht mit dem Beginn des 60. Lebensjahres gleichgesetzt werden. Menschen mit Lernschwierigkeiten können bereits weit früher mit Alterserscheinungen Erfahrung machen.

- Die Gruppe alter Menschen mit Lernschwierigkeiten ist weit gefächert und differenziert hinsichtlich ihrer Bedarfe und der gewünschten Teilhabemöglichkeiten.

IV.
Verlauf und Begleitung des Projekts

4.1 Einführung

Die wissenschaftliche Begleitung des Modellprojekts war im Sinne der Aktionsforschung angelegt und versuchte eine Verschränkung von Evaluation und Beratung im Prozess anzulegen. Wie im Angebot vom Mai 2002 dargestellt sollten sich die folgenden Ebenen in einem kommunikativen Prozess verbinden und zu einem Abschlussbericht mit abschließenden Empfehlungen zusammengefasst werden:

Aus den Befragungen der Nutzerinnen und Nutzer des Projekts (Kapitel V) und der Befragung der Expertinnen (Kapitel 4.1) sollten in regelmäßigen Treffen mit den Professionellen im Rahmen von Projektgesprächen und dem Leitungskreis Beiträge zur Entwicklung des Projekts und zur Konsolidierung erfolgen. Zugleich sollten die drei Nutzerinnen- bzw. Nutzerinterviews genutzt werden, um eine Evaluation des Projektverlaufs aus Sicht der Nutzerinnen und Nutzer zu ermöglichen, die es möglich macht, aus Sicht der Nutzerinnen und Nutzer begründete Empfehlungen im Rahmen des Abschlussberichtes zu geben.

Nach den o. g. einführenden Bemerkungen zu den Problemen der Struktur der Behindertenhilfe in der BRD, hinsichtlich der älteren Menschen mit Lernschwierigkeiten und dem Vergleich mit Schweden und England sollen nun zunächst der Verlauf des Projekts in kurzen Entwicklungslinien und aus Sicht der Expertinnen und Experten kommentiert dargestellt werden. Der Nutzerinnen- und Nutzerbefragung geben wir dabei einen besonderen Stellenwert, da hier am deutlichsten die evaluativen Anteile aus Sicht des Subjekts geborgen sind. Daher ist ihr ein eigenes Kapitel gewidmet.

Die Projektbegleitung und die folgenden Einschätzungen zum Projektverlauf sind Ergebnis von 13 Gesprächen mit Professionellen des Projekts während des gesamten Projektverlaufs und 7 Gesprächen in der Lenkungsgruppe oder erweiterten Lenkungsgruppe.

4.2 Projektverlauf und -begleitung

Betrachtet man die Ausgangssituation eines Projekts näher, so sind dort meist die Anfänge von roten Fäden zu finden, die sich durch den weiteren Verlauf eines Projekts ziehen. So auch im Fall des Bergstedter Modellprojekts:

Bereits in der Projektplanung trafen zwei Interessen zunächst konfliktträchtig aufeinander: Das Interesse der Träger der stationären Hilfen für Menschen mit Lernschwierigkeiten und der Werkstatt Meiendorfer Weg, das sich im Behindertenforum Walddörfer artikulierte: das Zwei-Milieu-Prinzip für ältere Menschen mit Lernschwierigkeiten auch nach deren Berentung aufrechtzuerhalten und die Fachbehörde der Freien und Hansestadt hier in die Pflicht zu nehmen, die finanziellen Mittel für regionale tagesstrukturierende Angebote bereitzustellen. Und andererseits das Interesse der Fachbehörde, aus fachlicher Sicht nicht ein erweitertes spezialisiertes Angebot, das zudem finanziell aufwändig wäre, zu erstellen, sondern die Regelangebote der Altenhilfe für Menschen mit Lernschwierigkeiten zugängig zu machen. Das Projekt entstand – abgekürzt gesprochen – unserer Ansicht nach als eine Art der Kompromisslinie zwischen beiden Positionen. Damit ist die o. g. Ambivalenz zwischen Mainstreaming und Spezialisierung bereits am Beginn des Projekts und seiner Planung sichtbar.

Zum Zweiten waren sich alle Beteiligten der enormen Schwierigkeit bewusst, die die Integration von Menschen mit Lernschwierigkeiten dieser Generation in bestehende Seniorenzirkel eben dieser Generation mit sich bringen würde. Der Versuch, in dem Modellprojekt diese Hürde, die in ihrer Einschätzung durch die Geschichte der faschistischen Vernichtungspolitik und deren Traditionslinien auch nach 1945 angereichert war, zu umgehen, lag nahe. Hier sollten zunächst Gruppen von Menschen mit Lernschwierigkeiten zueinander finden, um dann sorgsam in Kooperation mit dem Stadtteil und dessen Senioreneinrichtungen geführt zu werden, wobei der Ort „Begegnungsstätte Bergstedt“ eine Garantenstellung als Schnittstelle zugewiesen bekam. Der rote Faden der Frage nach Inklusion, Integration und kommunaler Teilhabe war damit gelegt.

Das Projekt begann im Oktober 2002 nach langer Vorbereitungsphase und folgte im Wesentlichen den vier zu Beginn von der Lenkungsgruppe formulierten Meilensteinen:

- „Werbung älterer Menschen mit Behinderungen und qualifizierter Honorarkräfte (...) bis spätestens 31. 10. 2002.“
- „Aufbau eines verlässlichen und attraktiven Angebots für zwei Kleingruppen ... und regelmäßiges Kommen der Teilnehmer ... im Zeitraum Oktober 2002 bis März 2003.“
- „Entwicklung und Erprobung erster Kontaktmöglichkeiten (Vernetzung) zwischen älteren Menschen mit und ohne Behinderungen im Zeitraum April 2003 bis September 2003.“
- „Auf der Basis gelungener Kontaktmöglichkeiten wird versucht, die Vernetzung im Zeitraum von Oktober 2003 bis September 2004 zu stabilisieren“ (MEILENSTEINE 2002).

Diese Meilensteine, die auch im Struktur- und Ablaufplan des Projekts vom selben Zeitraum zugrunde liegen, haben bis einschließlich Punkt drei den Projektverlauf markiert und wurden eingehalten. In der Phase der Entwicklung und Erprobung erster Kontaktmöglichkeiten begann eine deutliche Abweichung, die nicht durch die Projektleitung oder die Professionellen oder Nutzerinnen und Nutzer zu verantworten wäre, sondern durch das soziale Geschehen im Sozialraum, sprich durch die Art von Positionierungen, die die Menschen in diesem Raum einander zusprachen oder selbst einnahmen (vgl. LANGHANKY/FRIEß/HUßMANN/KUNSTREICH 2004:48f).
In der Schilderung aus Sicht der Projektbegleitung bevorzugen wir daher – retrospektiv – eine andere Unterteilung der Projektphasen, die uns das tatsächliche Geschehen besser abzubilden scheint. Wir tun dies aus zwei Gründen:

Zum einen scheint uns die Rolle der Begegnungsstätte Bergstedt als Kooperationspartner und sozialer Ort wesentlich für den Projektverlauf, so wie er tatsächlich stattgefunden hat.

Zum Zweiten lässt sich in dieser Einteilung die Feinabstufung des sozialen Geschehens zwischen den Personen im Stadtteil und im Projekt, wie wir es oben mit den Punkten „Spreizung“ bis „Kooperation“ zu kennzeichnen versucht haben, deutlicher herausarbeiten.

Aus unserer Sicht sind drei Projektphasen zu unterscheiden:

- **Die Phase der Addition**, in der das Projekt dem Stadtteil und der Begegnungsstätte sowie der Lebenswelt der Menschen mit Lernschwierigkeiten schlicht hinzugefügt wurde (4.2.1).
- **Die Phase der Koordination**, in der ein gegenseitiges Abstimmen verschiedener Bedürfnisse, Faktoren und Vorgänge dominierte (4.2.2).
- **Die Phase der Adaption**, in der sowohl das Projekt eine Veränderung des „Layouts“ erfuhr als auch die Grundstruktur des Projekts sich umformte. Diese letzte Phase, so ist zu hoffen, wird in Zukunft – im Sinne der Weiterführung des Projekts – in eine **Phase der Adoption** übergehen, in der der Stadtteil und seine Menschen, die Träger und die Behörde dieses Projekt annehmen als ihres, für dessen Finanzierung und Erhalt sie miteinander zuständig sind (4.2.3).

Diese vier Phasen sollen im Folgenden in Kürze dargestellt werden. Wir verzichten dabei darauf, die Ergebnisse des Zwischenberichts vom Januar 2004 zu wiederholen, und versuchen mit diesen drei Phasen die wesentlichen Umrisse der Projektentwicklung darzustellen.

4.2.1 Phase der Addition

Für die zukünftigen Nutzerinnen und Nutzer des Modellprojekts fügte sich zunächst zu dem Ort und Netzwerk, das sie gewohnt waren, ein neues unbekanntes Feld der Begegnung hinzu. Dasselbe galt für die Professionellen und Besucherinnen bzw. Besucher der Begegnungsstätte und für die Mitarbeiterinnen bzw. Mitarbeiter, die die Leitung (wir sprechen hier bewusst nicht von Assistenz) der beiden Gruppen übernahmen. Diese Phase wird dominiert von der Suche nach der eigenen Platzierung am neuen Ort, von Kontaktaufnahmen, ersten Berührungen und dem reziproken Kennenlernen. Es wird geprüft, ob allseitig die Mitgliedschaft möglich ist: der Nutzerinnen und Nutzer in der jeweiligen Gruppe, der Gruppen in der Begegnungsstätte, der unterschiedlichen Gruppen in dieser nebeneinander.

Die zwei Gruppen addieren sich zum Gesamtangebot der Begegnungsstätte als Stadtteilkulturzentrum. Sie etablieren sich und sind an zwei unterschiedlichen Standorten des Zentrums präsent, im Pavillon in der Bergstedter Landstraße und im Hauptgebäude, das über spärliche Möglichkeiten zur Raumnutzung verfügt.

Es gelingt sehr gut, die Teilnahme zu stabilisieren und ein attraktives Angebot mit Essen, Freizeitangeboten und ergotherapeutischen Elementen zu etablieren.

In dieser Zeit sind die dominierenden Themen mit den beiden Mitarbeiterinnen, von denen eine bereits kurz nach Projektbeginn wechselt, zunächst das Kennenlernen der einzelnen Persönlichkeiten der Gruppe, das Einsammeln der persönlichen Erzählungen zu Hintergründen und Biografie und die Erfahrung mit speziellen Bedürfnissen und Eigenwilligkeiten: Die Mitarbeiterinnen thematisieren den fehlenden Stadtteilbezug, machen sich Gedanken über Vernetzungsstrategien, sind aber im realen Alltag sehr mit dem Gruppengeschehen befasst und stellen fest, *„dass die Gruppe kulturdurstig“* (die folgenden Zitate entstammen Gesprächprotokollen) wird, obgleich *„der Stadtteilbezug für die Menschen nicht umsetzbar ist im Kopf“*. Zugleich wird deutlich, dass beide Gruppen unterschiedlich mobil sind, um den Stadtteil zu erkunden, und dass die Nutzerinnen und Nutzer auch Bedenken haben, mit Menschen ohne Behinderung zusammenzutreffen. Wiederum gleichzeitig artikulieren die Nutzerinnen und Nutzer die Lust, von der *„sicheren Insel“* aus nach außen zu gehen. Es kommen Themen über Glauben, Trauer und Abschied auf und die Gruppen kehren sich zum Teil nach innen. Weitere Themen in den Reflexionsgesprächen mit den Mitarbeiterinnen sind durch die Auseinandersetzung mit dem Auftrag der Vernetzung und der Integration gegeben: Zunächst stellt sich ihnen die Frage, ob die Mitglieder der Gruppen tatsächlich freiwillig in diesen Gruppen sind. Es wird überdeutlich, dass das Projekt eine enorme Entschleunigung erfahren muss, da die Eigenzeiten der Personen einen anderen Takt haben, als er durch die Projektlaufzeit vorgegeben ist. Die Frage nach der Bereitschaft und Fähigkeit zur Integration seitens wichtiger Stakeholder im Stadtteil wird aufgeworfen.

Es normalisiert sich in dieser Phase zunächst ein Gruppenalltag einer stark spezialisierten und geschlossenen Freizeit- und Gesprächsgruppe, die additiv neben den anderen Angeboten in der Begegnungsstätte und im Stadtteil steht. Dies heißt nicht, dass es keine Berührungspunkte gibt, kein Interesse anderer da wäre oder keine Versuche der Öffnung von der Gruppe und den beiden Leiterinnen vorgenommen würden. Der dominante und wahrscheinlich auch notwendige Tenor ist jedoch das additive Element.

Unter diesem bereitet sich aber, durch Besuche bei kulturellen Ereignissen im Stadtteil, Teilnahme an Stadtteilfesten oder einfache Ausflüge in die Umgebung und durch die professionelle Setzung der Vernetzung die zweite Phase vor, für die nun in Gesprächen im Stadtteil mehr und mehr Material gesucht wird.

4.2.2 Phase der Koordination

Den Beginn dieser Phase markierte wohl die Kindergruppe in der Begegnungsstätte und die Versuche der Professionellen, im Stadtteil Kontakte mit anderen Professionellen der Seniorenarbeit anzubahnen.

Die Kindergruppe sprengt als Erste durch die ausnehmend freundliche und zugewandte Leiterin den rein additiven Rahmen. Einige Nutzer werden zu Brückenköpfen zu der Welt der Kinder, die Leiterin der Kindergruppe lädt zu sich nach Hause ein und der Kontakt wird zu einem koordinierten, eben nicht mehr nur additiven Miteinander. Es ist

keine Kooperation im eigentlichen Sinne, die jetzt langsam Einzug hält, sondern allseitiges Ventilieren von Öffnungsoptionen: Ein Gespräch mit der örtlichen Pastorin verläuft frustrierend, ebenso ein lange umkämpfter Besuch einer Seniorengruppe aus dem nahegelegenen Altersheim „Margarethenhof“, und die Seniorengruppe der Begegnungsstätte hält sich äußerst bedeckt, was die Kontaktaufnahme betrifft. Es werden vielseitige Kontakte gebahnt und gleichzeitig werden Befürchtungen deutlich im Gespräch mit den Professionellen thematisiert: Es besteht die Angst, dass nur die sog. „Fitten“ zu integrieren sind, was mit einer Selektion gleichgesetzt wird, die man deutlich vermeiden will. Deutlich wird, dass in der Gruppe der älteren Menschen mit Lernschwierigkeiten nicht viel anderes geschieht als in der Seniorengruppe der Begegnungsstätte, die es schon seit Jahren gibt: *„Wir machen etwas, was die Normalen auch machen.“*
Erste Gruppenmitglieder haben das Zutrauen gefasst, in ihren regionalen Kontexten, in denen sie leben, nach Freizeitaktivitäten zu suchen. Zwei Nutzer gehen in ein Seniorenangebot der AWO und parallel in diese Gruppe und eine Nutzerin nimmt Kontakt mit dem Seniorenclub ihrer Ortsgemeinde auf.
Die Früchte dieser Koordinationsbemühungen sind kleiner als erhofft, aber tröpfeln unmerklich ein: Wichtige Kontaktpersonen aus dem Stadtteil haben die Existenz dieser Gruppe und ihr Ansinnen gespeichert. Die Pastorin lädt zum Gottesdienst und zur Kirchenführung ein. Die Nutzerinnen und Nutzer selbst beginnen durch ihre Ko-Präsenz im Stadtteil Brücken zu bauen, spärlich, aber dennoch.
Drei Teilziele werden als erreicht bewertet: die Freizeitgestaltung, die Erhaltung des zweiten Milieus und die Erschließung der Stadtteilressourcen aus Sicht der Initiatoren (vgl. Protokoll der Lenkungsgruppe vom 29. 10. 2003).

Wenn wir den Begriff Koordination als Bezeichnung dieser Phase verwenden, so soll dies anzeigen, dass anders als bei der Addition das koordinierende Gespräch zwischen den Beteiligten einen wichtigen Schritt darstellt, um den anderen als präsent, als ansprechbar, als möglichen Kooperationspartner erlebbar zu machen. Während bei der Addition jeder an seinem Platz isoliert nebeneinander agieren kann, ist die Koordination ein deutlicher Zugewinn an Aushandlung und Dialog.
Dies trifft vor allem auf das Involviert-Sein wichtiger Stakeholder in der Begegnungsstätte zu: Es zeigen sich erste deutliche Signale, dass die Gruppe nicht einfach ein hinzugefügtes Element der Angebotspalette des Kulturzentrums ist, sondern zu einem Faktor des sozialen Gefüges in dieser wird. Damit ist die dritte Phase eingeläutet, in der das Projekt eine Umformatierung erfährt.

4.2.3 Phase der Adaption

War es bisher das erklärte Ziel, ältere Menschen mit und ohne Behinderungen in Kommunikation und Begegnung zueinander zu bringen, so ist im bisherigen Projektverlauf deutlich geworden, dass dieses, wenn überhaupt, nur über einen sehr viel größeren Zeitraum hinweg und stärker organisch und von Zufällen abhängend als planerisch verfolgt werden kann. Dagegen hat der bisherige Projektverlauf gezeigt, dass sich andere Gruppen der Bevölkerung als durchaus interessierter und einfacher der Kommunikation und Begegnung zugänglich erweisen – Kinder und Jugendliche, Stakeholder im Stadtteil, der normale Bürger bei kulturellen Veranstaltungen.

Auch die Menschen mit Lernschwierigkeiten formatieren ihr Layout des Projekts in anderer Form: *„Die Menschen haben Lunte gerochen“*, sagt eine der Mitarbeiterinnen über die Nutzer, *„sie wollen mehr, sie wollen sich ausprobieren und verbalisieren Exklusionsängste.“* Es wird im Projektverlauf deutlich, *„dass Integration nur schwer von der zu integrierenden Minderheit ausgehen kann“* (Entwurf eines Antrags auf Verlängerung des Projekts, S. 2) und dass dennoch *„situations- und gelegenheitsbezogen“* (ebd.) Begegnungen mit Menschen aus dem Stadtteil möglich wurden und vermehrt auftraten.

In dieser dritten Phase tritt nun eine wesentliche Veränderung hinzu, die wir im Gegensatz zur allgemeinen Rezeption im Projekt nicht auf den Umzug der Begegnungsstätte beschränken wollen. Wir sehen vielmehr zwei vielleicht getrennte Vorgänge: Erstens erhält die Begegnungsstätte ein neues Zuhause, in dem alle Angebote unter einem Dach stattfinden. Das Haus ist belebter, die Begegnungen sind vielfältiger und die Ko-Präsenz bunter. Zweitens nimmt die Leitung der Begegnungsstätte aber gleichzeitig stärker Anteil am Gruppengeschehen beider Gruppen, da ihr nun die Aufgabe obliegt, die Ko-Präsenz zu koordinieren, und sie eine Chance sieht, sich in ihrer sozialräumlichen Angebotspalette deutlicher als integrativ zu profilieren. Beide Schritte sind wesentlich dafür, dass es zur dritten Phase, der Adaption, kommt: Das Projekt wird umgeschrieben zu einem stadtteil-kulturellen Projekt der integrativen Erwachsenenbildung, in dem es darum geht, exkludierten Menschen einen Ort im Stadtteil anzubieten, der vielfältige Möglichkeiten der Begegnung vorhält. Das Ziel der Verbindung von Senioren mit Senioren wird nachrangig. Das Ziel wird den neuen Bedingungen adaptiert.

Dies ist aus Sicht der wissenschaftlichen Begleitung ein höchst erfreulicher und auf kritischer Reflexion beruhender Vorgang, der nicht nur den Mainstreaming Services entspricht, sondern auch Paternalismus aufbricht und tatsächlich die breiteste Öffnung hin zu Teilhabe am kulturellen und sozialen Kapital eines Gemeinwesens verspricht.

Allerdings wird der Erfolg des Projekts im weiteren Verlauf wesentlich davon abhängen, ob die Begegnungsstätte und die beteiligten Träger die vierte Phase verantwortlich gestalten können, in der die Adaption zur Adoption wird: in der nämlich sich die regional Verantwortlichen auch für das auslaufende Modellprojekt zuständig fühlen und es nicht verglühen lassen.

4.3 Das Projekt aus Sicht der Expertinnen bzw. Experten

Deutlich wird die Ausgangslage und die sehr begrenzte Situation in den stationären Versorgungssystemen in den Expertinnen- bzw. Experten-Interviews umrissen. Mit dem folgenden Interviewabschnitt und einem Freud’schen Versprecher innerhalb eines Interviews ist es wohl am deutlichsten markiert, was hier zur Sprache kam:
„Ich finde, dass das Projekt eine gute Möglichkeit ist, (...) weil das ja ein großer Einschnitt ist, wenn jemand aus dem Arbeitsleben ausscheidet und dann das Rentnerdasein fristet.
Wir haben zwar Bewohner, die mal Ausflüge machen ... aber das ist eine sehr geringe Anzahl.(...)Hier ist eine Wohnstätte mit sechs Gruppen und 42 Bewohnern insgesamt. Und die Grade der Behinderung sind hier auch stärker, wobei die Motivation des einzelnen Bewohners hier noch nicht so stark ist, jetzt mit anderen Menschen aus dem Ortsteil was zu machen.
Wir machen zwar manchmal Projekte, einen Stand, wo wir uns vorstellen ... und dann versu-

chen wir uns darzustellen, aber es ist nicht so, dass hier ein Bedürfnis der Bewohner ist, mit den Menschen was direkt zu machen. Ich glaub nicht, dass wir hier im Stadtteil was machen können. Na ja, und Angebote versuchen wir hier im Haus durchzuführen. Wir haben hier ein Café im Haus, für alle, die im Haus wohnen.“
In dieser Aussage wird die Verinselung und kollektive Abschottung, die häufig in Systemen der Behindertenhilfe erfolgt, deutlichst beschrieben. Sie ist die Ausgangslage der Menschen mit Lernschwierigkeiten, in der ihre Teilhabemöglichkeiten reduziert werden auf In-House-Angebote, und wo Kontakt mit Sich-Präsentieren gleichgesetzt wird. Auf diese Bedingungen als einzige Lebensgrundlage fallen diese Menschen beim Wegfall eines zweiten Milieus real zurück. Aus Sicht eines Leiters einer dieser Einrichtungen wird es deutlich: *„Dieses Projekt war meine einzige Chance, diesen Menschen, die ich hier verantwortlich begleite, überhaupt ein Angebot zu schaffen. (...) Auch wenn solche Gruppen nicht den 50/50-Integrationsprozess erzeugen, aber dass sie ausgegliedert von den Wohneinrichtungen, einrichtungsübergreifend stattfinden, an Orten, wo soziales positives Leben sich abspielt wie in Kirchengemeinden oder Stadtteilkulturzentren, das ist eine Chance, das historische Positivum in der Behindertenpolitik, das mit dem Zwei- Milieu-Prinzip beschrieben ist, umzusetzen.“*

Deutlich wird bereits zu Beginn des Projekts, dass die Hoffnung auf eine Integration in ein bestehendes Seniorenangebot oder aber eine gleichberechtigte Teilhabe nicht allzu groß ist: *„Die Chancen, in diese Angebote integrativ reinzugehen, sind gleich minus. (...) Die Leute sind intellektuell offen, aber sie können sich das bei allen existierenden Gruppen nicht vorstellen, dass da Menschen aus Wohngruppen und der PBW integriert werden. Da spielt auch das Vergangenheitsbild eine Rolle. Das sind Leute, denen man in ihrer Jugend eingetrichtert hat, dass das unwertes Leben ist. Und diese Leute sind vielleicht selbst im Alter noch hilfloser als unsere Leute hier und heben sich vielleicht gar nicht so ab. (...) Deshalb ist für uns die Idee entstanden: Wir machen eine Gruppe für Menschen mit Behinderung und die machen wir für andere auf.“* Das Thema Integration begleitet das Modellprojekt nicht nur vor Anfang an, sondern auch als Anspruch, der nicht realisierbar erscheint. Eine Expertenrunde aus Stakeholdern im Stadtteil macht dies gegen Ende des Projekts nochmals überdeutlich. In ihr zeigt sich, dass die Berührung zwischen den diversen Seniorengruppen in der Begegnungsstätte Bergstedt, wenn überhaupt, nur die zaghaftesten Formen hatte: *„... es ist eine Ablehnung da, die finde ich nicht förderlich für die Personen, die auf uns stoßen“*, so beschreibt es eine Mitarbeiterin der Seniorengruppe, die die Begegnungsstätte schon vor Beginn des Modellprojekts nutzte. *„Es könnte so und so nicht klappen, es besteht eine Mauer. Die Leute bei uns wollen auf ihre Kosten kommen. Es gibt so eine Angst, dass es so eine regelmäßige ... . Damit verändert es den Charakter der Gruppe.“* Ein Teilnehmer resümiert: *„Die Problematik ist, dass wir neue Wege mit alten Schuhen gehen wollen, d. h., wir wollen immer zwei Gruppen zusammenbringen.“* Im gesamten Projektverlauf wird überdeutlich, dass genau die Zielgruppe der älteren Menschen ohne Lernschwierigkeiten sich als sperrig im Hinblick auf Ko-Präsenz und Überlappung zeigt und dass Kooperation eigentlich nicht möglich ist.
Ein zweiter Aspekt wird jedoch an diesem Problem sehr schnell deutlich. Ein Mitarbeiter der Begegnungsstätte bringt es auf die folgende Aussage: *„Ich habe die Erfahrung hier gemacht, dass die Integration eigentlich eher bei den Menschen ohne Behinderung anfangen muss. Die Menschen mit Behinderung sind teilweise sehr viel unbefangener, sehr viel offener ... und das Problem haben eigentlich die Menschen ohne Behinderungen. Ich inklusive. Es ist eine spannende Erfahrung, dass es für mich zunehmend auch mit der Dauer dieses Projekts*

immer weniger Berührungsängste gab. Ich kann mich durchaus an Tage erinnern, wo ich eher um diese Räume herumgeschlichen bin – nicht geschlichen, aber ich hab den Kontakt nicht gesucht." Die Teilhabe ist ungewohnt, sie benötigt Zeit, in der zunächst ein rein additives Nebeneinander bestehen darf, das langsam in ein Überlappen und eine Kooperation weiter wachsen kann. Dass hier gänzlich andere Kontakte als gedacht sich als tragende Kontakte entwickeln, ist eines der zentralen Ergebnisse.

Eine Mitarbeiterin des Kindergartens macht dies in ihrer Aussage deutlich: „*Wenn ich mittags nach Hause gehe, dann sind hier im Haus die beiden Gruppen schon da. Entweder klopfe ich ans Fenster und es wird geöffnet und wir reden ein bisschen. Oder ich geh kurz rein und wir haben Spaß miteinander. Ich höre immer wieder positive Dinge hier im Haus von anderen Gruppen und wir sind hier eingebettet. Die Kinder bekommen Bilder gemalt, eingepackt in eine Serviette werden sie hochgeschickt (...) oder wir kommen runter und üben einen Kanon ...*" Der Taxifahrer, der im Projekt die Nutzerinnen und Nutzer häufig zu den Treffen fuhr, bestätigt diese Erfahrung aus seiner Sicht und der Sicht der Nutzerinnen bzw. Nutzer: „*Also erst mal die Begegnung und dann der zweite Schritt.(...) Mit der Zeit entwickeln sich auch Freundschaften oder Bekanntschaften, wo man sich ein bisschen öffnet. Ich sehe das vom Anfang an. Da war eine Frau, die anderen Menschen gegenüber sehr abgeneigt war und dann, am Ende, da war wirklich Begeisterung. Für sie war das ein richtiges Glücksgefühl... Sie ist ein bisschen zu einem anderen Menschen geworden. Und dieses Glücksgefühl überträgt sich auch auf die Situation, wo sie wohnt*". Im Projektverlauf haben sich völlig andere Kontakte zwischen Menschen im Stadtteil und der Begegnungsstätte ergeben als die zunächst erwarteten und angestrebten. Diese Kontakte haben sich, so bestätigen es die Expertinnen bzw. Experten, deutlich in der zweiten Hälfte der Laufzeit vermehrt und es ist, so die einhellige Meinung, erst zu Ende der Laufzeit der soziale Boden entstanden, auf dem sich aus Ko-Präsenz Überlappungen und später Kooperationen ergeben könnten.

Überdeutlich wird die Veränderung des Projekts an dem Indiz, wie die Kopräsenz und Überlappung am Beispiel der Begegnungsstätte als Institution zu einer Form der beginnenden Kooperation wurde. So macht der Leiter der Einrichtung am Ende des Projekts deutlich: „*Mein Blickwinkel ist gewachsen. Wir haben es gemacht, weil wir es unter einem menschlichen Aspekt für ein sinnvolles Projekt gehalten haben, aber auch, weil wir der Begegnungsstätte ein bestimmtes Thema, ein bestimmtes Profil geben wollten. Es gab also schon ein unternehmerisches Ziel, das Projekt voranzutreiben. Es ging eben auch darum, die Vielfalt der Begegnungsstätte noch voranzutreiben, und dieses Thema „Integration von Menschen mit Behinderungen" ist eines, was wir uns ausgesucht hatten. (...) Und jetzt ist es ein Stück Normalität geworden, dass es irgendwann nicht mehr wichtig ist, ob ein Mensch behindert ist oder nicht.*" Die Begegnungsstätte hat als Organisation einen Nutzen in Form eines Themas, aber auch eine konkrete Lernerfahrung, die ebenso bereichernd und vielleicht beglückend wirkt, wie die der Nutzerinnen und Nutzer. Sie hat das Projekt in den eigenen Ablauf der Organisation integriert und sich in Folge entschlossen, die Trägerschaft mit zu übernehmen. Etwas Besseres konnte dem Projekt in seinem Ansinnen, das Projekt im Stadtteil zu verankern, gar nicht geschehen.

Allen beteiligten Experten ist deutlich, dass die abschließende Situation des Projekts im Hinblick auf die weitere Finanzierung zwar – bezogen auf eine deutliche Verantwortungsübernahme durch die Begegnungsstätte – besser, aber hinsichtlich des konkreten

Budgets unbefriedigend ist. Eine Situation, die bereits am Anfang des Projekts moniert wird, wiederholt sich an dessen Ende. So formuliert ein Experte seine Sorgen: *„Meine Bauchschmerzen sind, dass von der Behörde her gesehen wird: ‚Okay, wir haben euch was angeboten, wir haben was getan, entgegen der Kritik, wir täten nichts', und dann kommt: ‚Wir haben doch kein Geld.' Und dass das auf die lange Bank geschoben wird, und dass der konkrete Mensch, der das hier begleitet, weiß, dass es verdammt wichtig ist, dass da weiter was passiert. Da muss was passieren und das darf nicht wieder im Gully der Politik und der Auseinandersetzungen um Finanzen verloren gehen.*" Es wurde versäumt, rechtzeitig jenen Streit um die Finanzierung eines notwendigen Angebots, den man durch die Modellprojektphase beigelegt hatte, wieder aufzunehmen und um eine Regelfinanzierung des Projektes mit allen Beteiligten zu ringen.

4.4 Kommentar

Dies ist im Sinne der Nutzerinnen und Nutzer und zukünftigen Nutzer des Projekts, aber auch im Sinne der älteren Menschen mit Lernschwierigkeiten in Hamburg kein als erfolgreich anzusehendes Ende des Projekts. Weder die Kommune noch die Träger können mit dieser Patsituation wirklich gut auftreten. Zumal der Projektverlauf deutlich gemacht hat, dass:

- eine Teilhabe im Gemeinwesen nötig und dringend geboten ist,
- eine Teilhabe im sozial-räumlichen Sinne einer Positionierung möglich ist,
- eine langsame Entwicklung dieser Teilhabe dann möglich ist, wenn die richtigen Kooperationspartner zu Werke gehen,
- eine Verantwortungsübernahme durch Stadtteilagenten gelingt und wesentlich ist,
- das Angebot die Folgen von Langzeit- Hospitalisierung zumindest mindert,
- das Projekt im Hinblick auf eine Inklusion erfolgreich ist,
- diese Inklusion aber eben nicht in Regelangeboten der Altenhilfe gelingen kann.

Es ist dringend geboten, zwischen der Behörde, den Bezirken, der Stadtteilkulturarbeit und den Trägern der Behindertenhilfe nach Lösungswegen zu suchen, die diesem Projektverlauf Rechnung tragen.

V.
Die Befragung und ihr Verlauf

Das Projekt „Kommunikations- und Begegnungsmöglichkeiten älterer Menschen mit und ohne Behinderungen in der Begegnungsstätte Bergstedt“ fokussiert mit seiner Aufschrift ein Thema, das in den Hilfelandschaften der Senioren- und Behindertenarbeit nach wie vor marginalisiert auftritt. Konzeptionell als ein netzwerkerweiterndes und nutzerorientiertes Projekt angelegt, musste man sich für dessen Durchführung wesentliche Erfahrungen für eine gelingende Praxis erst noch erarbeiten, da bei Arbeitsbeginn kaum auf Kenntnisse aus vergleichbaren Projekten zurückgegriffen werden konnte.

Im Kontext einer Entwicklung von alltagsangemessenen und lebensweltlich ausgerichteten Angeboten sozialer Arbeit bedarf es laut Marianne SCHMIDT-GRUNERT entsprechender Kompetenzen, die „soziale Lebenszusammenhänge und biografische Lebensverläufe sowie deren institutionelle, kommunikative und interaktionelle Bezüge subjekt- und arbeitsfeldbezogen bestimmen können“ (SCHMIDT-GRUNERT 1999: 12). Dazu bietet sich ein Einsatz von sozialwissenschaftlichen Analyseinstrumenten an, die die Subjektivität bspw. von Alltagsbewältigung und der jeweiligen biografischen Einflussgrößen erfassen und deuten sowie für die Ausgestaltung professioneller Handlungen eine wichtige Grundlage schaffen können (vgl. ebd.).

Die wissenschaftliche Begleitforschung im Projekt „Kommunikations- und Begegnungsmöglichkeiten älterer Menschen mit und ohne Behinderungen in der Begegnungsstätte Bergstedt“ verfolgte das Konzept der Handlungs- oder Aktionsforschung, in der die Prozessbegleitung mittels der Aussagen der Akteure und durch diese selbst geleitet werden sollte. Ziel eines solchen qualitativen Vorgehens ist es, die Befragten in einen Subjektstatus zu rücken, der zum Ausgangspunkt jeglicher Dateninterpretation und -aufbereitung wird. Der Prozess, aus biografischen Daten und subjektiven Bewertungen der Nutzerinnen und Nutzer eine Plattform zu erschaffen, auf der die professionellen Akteure ihr Handeln reflektieren und gestalten, ist im Wesentlichen ein kommunikativer. Dieser abschließende Bericht ist somit letztendlich nicht Ergebnis nur externer Forschung, sondern auch und wesentlich Ergebnis der Akteure und ihrer Handlungen.

Diese auf Kommunikation gestützte wissenschaftliche Begleituntersuchung orientierte sich an den Maximen qualitativer Forschung, welche sich den subjektiven Sichtweisen von sozial Handelnden und der Induktion zur Theoriegenerierung verschreiben. Unter diesen Gesichtspunkten wurde folgender Ablauf gewählt: Neben den Projektgesprächen und vier sog. Experten-Interviews stand die Nutzerinnen- und Nutzerbefragung im Zentrum der Untersuchung. Es wurden Vorgehensweisen ausgesucht, die eine individuelle Zukunftsplanung erkennen lassen können und außerdem mit Methoden der Netzwerk-

studien Möglichkeiten einer Gestaltungsmacht sowie Teilhabe innerhalb der eigenen sozialen Netzwerke sichtbar werden lassen.

Für die Praxis der Datenerhebung bedeutete dies Folgendes:

- Es wurden drei Befragungszirkel durchgeführt.
- Die Nutzerinnen und Nutzer wurden aufgefordert, ihre Wünsche und Vorstellungen an das Modellprojekt zu äußern.
- Ferner wurden sie zum Verlauf des Projekts befragt, welche Bereiche ihnen erhaltenswert oder verbesserungswürdig erscheinen.
- Einen weiteren Schwerpunkt bildeten die Netzwerkkarten: Hier wurden die Nutzerinnen und Nutzer zweimal im Abstand von ca. einem Jahr gebeten, anhand sog. Netzwerkkarten ihre sozialen Bezüge zur Familie oder Wohngruppe, zu Freunden, Bekannten oder Menschen aus dem Stadtteil aufzuzeigen. Zu der grafischen Darstellung erfolgte ein Tonbandmitschnitt dieses Netzwerkinterviews.
- In der letzten Befragung wurden die Nutzerinnen und Nutzer eingeladen, sich nach Vorbild einer Zukunftswerkstatt auf eine Traum- und Wunschstunde einzulassen und unabhängig von ihren Lebensbedingungen Wünsche zu äußern, die sie für ihr Leben haben.

Insgesamt wurden 40 Nutzerinnen- und Nutzerinterviews – teilstrukturiert – mit einer Dauer von ca. zehn bis 45 Minuten durchgeführt, transkribiert und ausgewertet, 30 Netzwerkkarten und 15 Bilder angefertigt sowie Fotos gemacht. Daneben erfolgten Hospitationen in den beiden Gruppen. Die Ergebnisse wurden im Projektverlauf innerhalb der Lenkungsgruppentreffen vorgestellt und diskutiert.

Beide Nutzerinnen- und Nutzergruppen erfuhren im Laufe der Zeit eine unterschiedliche Besetzung: Einige Nutzerinnen und Nutzer sind ausgeschieden und andere neu hinzugekommen. Hieraus ergibt sich eine differierende Zusammensetzung der Interviews:

Nuzerinnen bzw. Nutzer	Drei Interviews	Zwei Interviews	Ein Interview	Kein Interview
Frauen	3 (=9 Interviews)	3 (=6 Interviews)	2 (=2 Interviews)	0
Männer	5 (=15 Interviews)	1 (=2 Interviews)	6 (=6 Interviews)	2
Gesamt	8 (=24 Interviews)	4 (=8 Interviews)	8 (=8 Interviews)	2

Insgesamt 21 von 23 Nutzerinnen und Nutzer, die das Projekt besucht haben, wurden befragt. Die Altersstruktur der Befragten reicht von 47 bis 71 Jahre.

5.1 Der Befragungsverlauf – ein Beispiel

Bevor die Untersuchungsergebnisse der Nutzerinnen- und Nutzerbefragung aufgeführt werden, soll der oben gezeigte Ablauf durch eine genauere Darstellung der gesamten Befragung am Beispiel eines Gruppenteilnehmers näher veranschaulicht werden.

Die Aussagen von Herrn J.[1]

Im Winter 2002 lernen wir Herrn J. im Rahmen der ersten Befragungsrunde kennen. Wie auch all die anderen Gruppenteilnehmerinnen und -teilnehmer bietet Herr J. uns das „Du“ an. Herr J. berichtet, dass er in Altona geboren sei und dort 16 Jahre gewohnt habe. Herr J. lebt heute in einer Wohngruppe und ist seit 2001 berentet. Zum Zeitpunkt des ersten Interviews existiert die Gruppenarbeit in Bergstedt erst seit wenigen Wochen. Im Interview berichtet Herr J., dass er in seiner Freizeit male und Aufnahmen von Hamburg an seine Zimmerwand klebe. Er verbringe seine Freizeit nur mit Betreuern und Mitbewohnern und gucke ansonsten viel Fernsehen. Außerdem gehe Herr J. gerne spazieren und selten in ein Restaurant.

Auf die Frage: „Was wünscht du dir vom Gruppenangebot“, antwortet Herr J.:

Dass man auch vielleicht mal Ausflüge machen kann. Das Problem ist nur, das kostet alles so’n bisschen Geld. Zum Beispiel auch, dass wir auch mal ins Museum gehen können. Aber das kostet auch gleich wieder Eintritt. In der Gruppe kriegt man immer so Ermäßigung, braucht man vielleicht nur drei Euro als Eintritt zahlen. Das würde ja gehen. Als Gruppe gibt’s Ermäßigung. Einige Spiele möchte ich noch machen. Sie [die Gruppenleitung/Anm.] hat ja neue Spiele gekauft. Dass wir die hier auch spielen können. Aber ich lass mich auch gerne mal überraschen.

Im zweiten Interview mit Herr J., ein Jahr später, fragen wir ihn, was er am Gruppenangebot besonders gut fände:

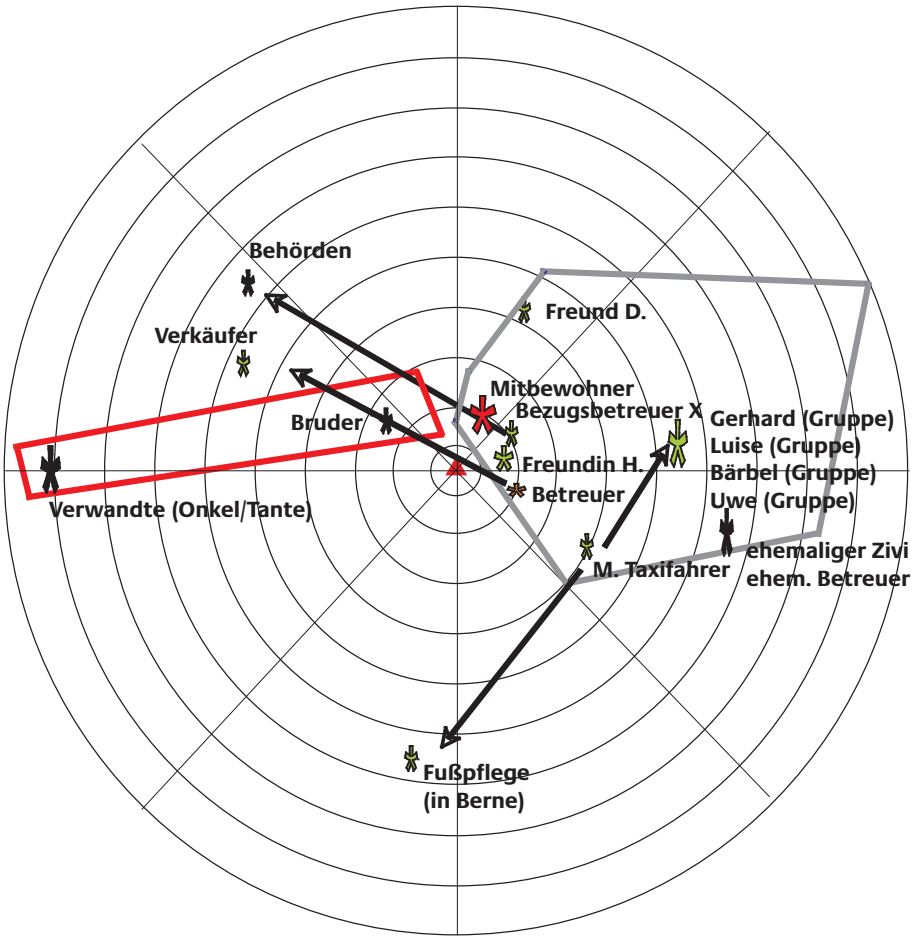
Wir waren mal im Theater in einem plattdeutschen Stück, dann waren wir noch auf einem Konzert im Senator-Neumann-Heim, da war eine Jazz-Band, ganz bekannt – das fand ich toll. Wir haben gebastelt, ich habe sogar einen Topflappen bemalt und ein Set. Wir waren auch mal zum Eisessen [betont/Anm. d. Verf.], das war am Wohldorfer Damm, da ist ein Eis-Café und Restaurant, da waren wir einmal draußen, weil es so schön war und einmal waren wir drinnen. Dann haben wir noch die Kirche besichtigt in Bergstedt, die ist sehr schön.

Deutlich wird zwischen diesen beiden Abfolgen, dass Herrn J.s konkrete Erwartungen an das Projekt, die er im ersten Interview geäußert hat, mit der Aussage des zweiten Zitats erfüllt schienen. Die Angebote der Gruppe stellen offenbar einen Zugewinn an Freizeitbeschäftigung für ihn dar. Neben den kreativen Werkangeboten sind es vor allem die Außenaktivitäten, die er positiv hervorhebt.
Zu den Erwartungen an das und den Erfahrungsberichten mit dem Projekt wurden in beiden Interviews Netzwerkkarten angefertigt. Dazu erhielt Herr J. von uns ein großes Poster mit einem abgebildeten netzförmigen Kreisring und eine Reihe von Spielsteinen in unterschiedlichen Farben. Der größte Spielstein wurde in das Zentrum des Kreises gelegt, er sollte die Person von Herrn J. symbolisieren. Herr J. hatte nun die Aufgabe, Personen, die er gut oder weniger gut kennt, regelmäßig oder unregelmäßig trifft, mittels der Spielsteine auf die Netzwerkkarte zu platzieren. Zu den Personen, die er dicht an sich herangelegt hatte, gab er einen guten Kontakt an. Zu anderen Personen, die weiter

[1] Alle Namen aus Datenschutzgründen geändert

weg platziert wurden, besteht ein eher distanzierterer Kontakt. Unterstützt wurden diese Bedeutungen durch die Farben der Spielsteine: ein roter Spielstein bedeutete, dass ein (fast) täglicher Kontakt besteht, ein grüner Stein symbolisierte einen Sozialkontakt, der wöchentlich bis einmal im Monat stattfindet. Ein schwarzer Spielstein gab an, dass der Kontakt selten (weniger als alle zwei Monate bis einmal pro Jahr) stattfindet. Mit einem gelben Spielstein erhielt Herr J. die Option, eine „Person" auf die Netzwerkkarte zu legen, zu der ein Kontakt besteht, der als negativ erlebt wird. Nach der Befragung konnte man die Spielsteine in Untergruppen sortieren, z. B. die Gruppe von Leuten aus dem Kontext der Behindertenhilfe, der Familie, sonstiger Personen im Stadtteil etc. Unterstützt wurden diese Angaben durch die Kommentare von Herrn J., die während des Interviews auf Tonband aufgenommen wurden. Anhand seiner Kommentare konnten weitere Zuordnungen im sozialen Netzwerk vorgenommen werden. Bei Herrn J. ergab sich daraufhin folgendes Bild aus diesem Interview:

Erste Netzwerkkarte von Herrn J.



Kommentare durch Herrn J.

Herr J. legt die Mitbewohner, seine Betreuer aus der Wohngruppe und seine Freundin am dichtesten an sich heran. Seine Mitbewohner wie seine Betreuer sehe er täglich in der Wohngruppe, seinen Bezugsbetreuer zweimal pro Woche und die Freundin „alle paar Wochen". Herr J. gibt im Gespräch an, einen guten Kontakt zu seinen Betreuern

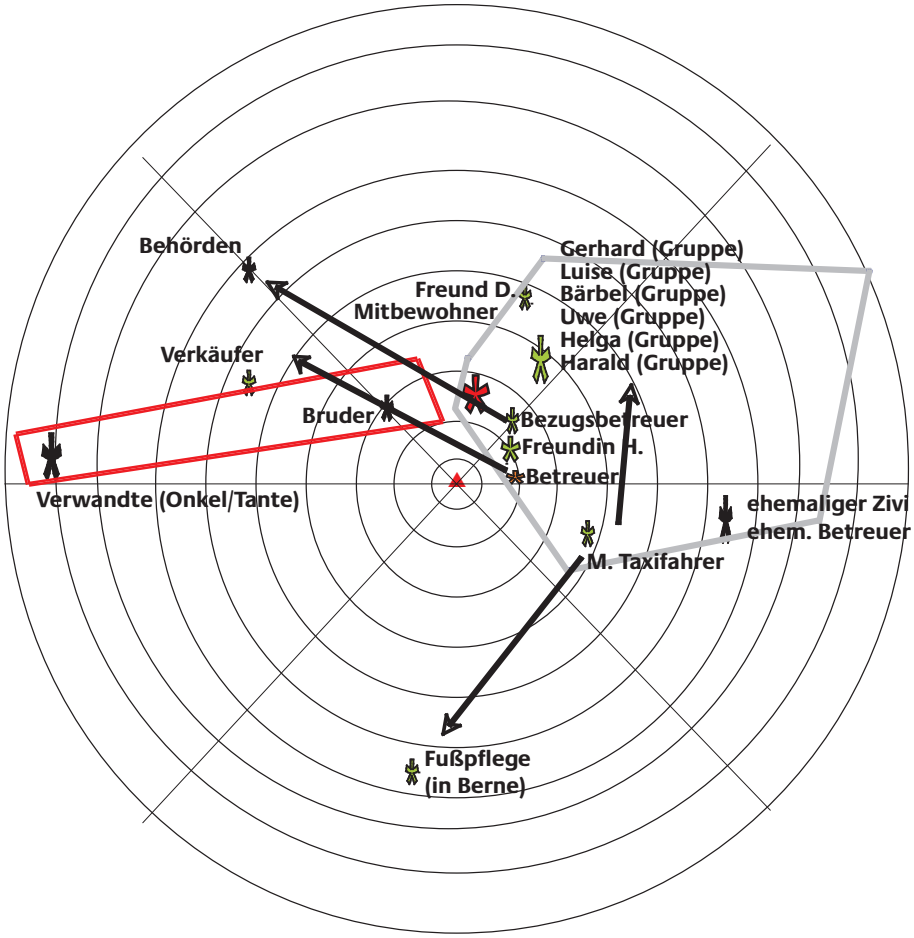
zu haben. Er sehe sie am häufigsten. Laut Herrn J. fahren sie zusammen in den Urlaub und machen manchmal Ausflüge. Außerdem würden sie ihm z. B. im Umgang mit dem Mikrowellenherd helfen. Mit seinem Bezugsbetreuer gehe Herr. J. Kleidung kaufen, er helfe ihm, wenn er „irgendwohin“ will und es alleine nicht schaffe. Außerdem helfe der Bezugsbetreuer bei Behördengängen. Seine Freundin (die nicht seine Partnerin sei), sei ausgezogen und wohne nun in einer Außenwohngruppe. Mit ihr verstehe sich Herr J. „wirklich gut“ und sehe sie „alle paar Wochen“. Er und seine Freundin führen zusammen zur Musikgruppe und würden sich bei der Fußpflege treffen. Ansonsten bestehe noch ein telefonischer Kontakt zu ihr.

Die benannten Gruppenmitglieder, der Freund D. und die Verkäufer liegen auf der Netzwerkkarte etwa in gleicher Entfernung zu Herrn J., Herrn G., Frau L., Frau B., Herrn U., die auch die Gruppe in Bergstedt besuchen, kennt Herr J. von früher durch die Werkstatt. Der Freund D. wohne in einer benachbarten Wohngemeinschaft – er sehe mit ihm gemeinsam Fernsehen. Die Verkäufer würde er treffen, wenn er in Berne alleine einkaufen gehe. Dort fahre er mit dem Bus hin. Ferner helfe er seinen Betreuern bei den Großeinkäufen. Ehemalige Zivildienstleistende und Betreuer sowie seinen Bruder sehe er ganz selten. Zu Verwandten habe er praktisch keinen Kontakt mehr: „Das kann man vergessen.“

Interpretation:
Dieses Netzwerkabbild mit den Kommentaren zeigt zwei wesentliche Bezugssysteme von Herrn J. auf: das eine der Verwandten, zu denen er kaum bis keinen Kontakt mehr hat. Das zweite, wesentlich umfangreichere Netzwerk, in dem sich Freunde, Mitbewohner oder Kollegen befinden, konstituiert sich aus dem Kontext der Behindertenhilfe. Zu erkennen sind noch weitere Kontakte zu Personen des tertiären Netzwerks, wie die Fußpflege in Berne oder die Verkäufer, die er beim Einkauf trifft und die nicht in Zusammenhang mit der Behindertenhilfe stehen. Im Bezugssystem der Behindertenhilfe sind weitere Besonderheiten zu erkennen: Abgesehen von den seltenen Kontakten zur Familie scheint das Gruppenangebot in Bergstedt der einzige Ort außerhalb des Milieus der Wohngruppe zu sein. Hier kann eine weitere Bedeutung ausgemacht werden: Herr J. führt vier Personen aus dem Gruppenangebot in Bergstedt auf, die er als ehemalige Kolleginnen bzw. Kollegen aus der Zeit seines Arbeitslebens kennt. Von daher scheint die Gruppe für diese Nutzerinnen und Nutzer etwa die Funktion eines „Ehemaligentreffs“ einzunehmen. Der Taxifahrer wird als nennenswerte Person im Netzwerk deutlich: Abgesehen davon, dass Herr J. ihn beim Vornamen benennt, erhält er durch seine Dienstleistung die Teilhabemöglichkeit zur Gruppe und den Kontakt zur Fußpflegerin außerhalb der Wohngruppe. Ferner kann ein Unterschied in der Bedeutung der Sozialkontakte zu Verwandten interpretiert werden: Obwohl Herr J. seinen Bruder ebenfalls sehr selten sieht, scheint er ihm emotional nahe zu sein, da er den Spielstein nahe an sich herangerückt hat.

In der zweiten Befragung gibt Herr J. keine wesentlichen sichtbaren Veränderungen in seinem sozialen Netzwerk an:

Zweite Netzwerkkarte: Herr J.



Er berichtet, dass er seinen Freund D. bald nicht mehr so häufig sehen könne, da dieser wegziehen werde. Herr J. benennt im zweiten Interview nun auch andere Gruppenteilnehmerinnen und er rückt die Gruppe im Gegensatz zur ersten Befragung dichter an sich heran. Wenn auch die Gruppenarbeit in Bergstedt augenscheinlich nicht wesentlich netzwerkerweiternd in Form eines Zugewinns an neuen sozialen Kontakten gewirkt hat, kann Herr J. ihr jedoch – wie oben aufgeführt – einen Zugewinn an Freizeitaktivitäten abgewinnen. Im Unterschied zu seinen Aktivitäten im Freizeitbereich der Wohngruppe scheint die Gruppenarbeit in Bergstedt ein Ort größerer Sozialität zu sein; die Treffen scheinen eine höhere Wertigkeit an Austausch, Interaktion und gemeinsamer Erlebnisse aufzuweisen, wie das folgende Zitat zeigt:

Auf die Frage „Du bist ja ganz aktiv und machst oft Ausflüge, aber alleine. Was ist der Unterschied, wenn du mit der Gruppe Ausflüge machst?“, antwortet Herr J.:

Wenn man alleine fährt, ist man alleine. Wenn man mit der Gruppe fährt, dann hat man Begleitung und Unterhaltung, mal Kaffee trinken, mal basteln und Spiele machen.

In der letzten Befragung der „Wunsch- und Traumstunde“ malt Herr J. zunächst ein Bild zu der Frage, was er sich für sein Leben wünscht. Neben den entsprechenden Malutensilien haben wir Symbole auf die Maltische verteilt (Quelle: www.user-conference.de), die unterschiedliche Situationen aus den Bereichen Wohnen, Betreuung, Freizeit, Geld, Arbeit, Partizipation und Wünsche nach Veränderung darstellen: Über das gemalte Bild kommen wir ins Gespräch und führen ein Interview. Wir fragen nach seinen Wünschen und legen ihm nacheinander Symbole aus den o. g. Situationen vor. Herr J. gibt auf die folgenden acht Fragen die darunterstehenden Antworten:

Was ist dein größter Wunsch für dein Leben?
(zu dieser Frage wird das Bild von Herrn J. gemalt)

Ich bin Herr J. Ich male hier zum Beispiel Geld. Ich brauche mehr Geld. Wenn man verreist, ist es immer so teuer. Ich als Rentner habe ja kaum Geld. Und es wird jedes Jahr teurer und ich kriege ja nicht so viel. (...) Ja, dass ich mehr Geld zur Verfügung habe, damit ich mal schön verreisen kann.

Wie würdest du gerne leben?

Wenn ich das Geld hätte und könnte alleine irgendwo wohnen, dann würde ich sagen: In einer eigenen Wohnung. Nur das geht leider nicht. Das kostet zu viel Geld, das könnte ich alleine gar nicht zahlen ... das schaffe ich ja doch nicht.

Womit würdest du am liebsten arbeiten?

Arbeiten? Gar nicht. ... Lesen und spazieren gehen, aber das ist ja keine Arbeit. Oder: malen.

Wie würdest du gerne deine Freizeit verbringen?

Ja, das ist dann wieder eine Geld-Sache. Weil ich nicht ganz so viel habe. Am liebsten würde ich dann so in den Süden, in den südlichen Teil Deutschlands fahren. Die Natur dort mal angucken und wandern. Was ich gerne tue, ist dann eine Kirche angucken, Museum oder so was angucken. Ich mag nicht so gerne am Strand liegen, dann würde ich mich langweilen. Mein größter Wunsch wäre so ein Hotel und dass die, die da arbeiten ... Ja, dass die mir dann mal so ein bisschen mal die Insel zeigen [Anm.: Herr J. hatte vorher erzählt, dass er demnächst nach Mallorca fliegt.]

Wie viel Geld hättest du gerne zur Verfügung und wofür würdest du es gerne ausgeben?

Also, Geld sparen, wenn ich zum Beispiel mal eine Uhr brauche. Meine Armbanduhr ist im Moment kaputt und da habe ich im Moment nicht das Geld, mir eine neue zu kaufen. Oder, es gibt ja auch mal Extra-Ausgaben ... sich mal eine CD zu leisten.

Wie würdest du gerne unterstützt werden?

Das kann ich dir nicht sagen, das weiß ich nicht.

Wo würdest du gerne mitentscheiden?

Herr J.: Ich möchte gefragt werden, ob ich damit einverstanden bin.
Frage: Was wäre das zum Beispiel?
Herr J.: Tja, weiß ich auch nicht.

Was möchtest du in deinem Leben am liebsten verändern?

◀ Inhalt

◀ zurück

weiter ▶

Zum Beispiel, wenn ich nicht behindert wäre. Dann hätte ich mehr Vorteile. Dann würde ich Rente kriegen. Vielleicht wäre ich dann auch arbeitslos, das weiß man auch nicht.

In den meisten Antworten von Herr J. kristallisiert sich als sein zentrales Anliegen heraus, dass er mehr Geld brauche. Er scheint der Ansicht zu sein, dass seine finanzielle Situation in direktem Zusammenhang mit seiner Wohnsituation und seinen kulturellen Teilhabemöglichkeiten steht. Offensichtlich weiß er, dass aus seiner Behinderung die Lebensbedingungen für ein fremdbestimmtes Wohnen und ökonomische sowie kulturelle Exklusion entstehen. Umgekehrt scheint die Teilhabe keine Frage seiner Fähigkeiten oder Begabungen zu sein: Herr J. scheint es sich durchaus zuzutrauen, alleine zu wohnen oder zu reisen.

So weit der exemplarische Einblick am Beispiel vom Interviewverlauf mit Herrn J. Auch alle anderen Nutzerinnen- und Nutzerbefragungen verliefen nach diesem Schema. Nicht alle Interviewpartner haben auf die Fragen eine Antwort geben können. Wie auch Herr J. haben die Nutzerinnen und Nutzer zum Beispiel die Frage: „Wie würdest du gerne unterstützt werden?“ nur selten beantwortet. Sich ein Hilfeangebot außerhalb der bekannten Bahnen bestehend aus einem Beziehungsgeflecht von Betreuern und Mitbewohnern und vor dem Hintergrund der eigenen biografischen Vorerfahrungen mit zum größten Teil lebenslanger Betreuung vorzustellen, scheint ungewohnt und entspricht in keiner Weise der lebensweltlichen Erfahrung.

VI.
Ergebnisse Nutzerbefragung

Der folgende Abschnitt stellt die Ergebnisse der Daten aus den forschungsmethodischen Zugängen der Netzwerkkarten, der halbstrukturierten Interviews sowie der Interviews aus der Wunsch- und Traumstunde dar. Er ist dabei in zwei große, voneinander zu unterscheidende Themenblöcke gegliedert: Der erste referiert auf die Lebenssituation der Nutzerinnen bzw. Nutzer, die entlang der oben aufgeführten Kapitale dargestellt wird. Im zweiten Block wird die Wirksamkeit des Projekts vor allem in Bezug zur sozialen und kulturellen Teilhabe der Befragten aus der Perspektive der Nutzerinnen und Nutzer evaluiert. Den beiden Themen vorangestellt ist eine Übersicht über persönliche Daten zur Wohnform, zur Teilnahme an der Gruppenarbeit in Bergstedt sowie zum Arbeits- bzw. Rentenstatus.

6.1 Die Nutzerinnen und Nutzer

Das Alter der Nutzerinnen und Nutzer lag im Untersuchungszeitraum zwischen 47 und 71 Jahren. Diese große Altersspanne ergibt sich aus der frühen Berentung infolge gesundheitlicher Einschränkungen einiger Teilnehmer. Die folgende Tabelle stellt weitere Anhaltsdaten der Befragten dar:

Nutzer	**Erwerbstätig**	**Rente**	**Gruppenteilnahme**		**Eigene Wohnung**	**Wohnort bei der Familie**	**Vollstationäre Versorgung/ WG**
			Ganze Projektzeit	Kürzerer Zeiraum			
Männer	1	13	9	5	2 (davon 1 betreutes Wohnen)	1	11
Frauen	3 (davon 1 Teilzeit)	5	5	4	1	1	7
Keine Ang.	1						
Gesamt	**5**	**18**	**14**	**9**	**3**	**2**	**18**

Nach diesen Angaben lebt der überwiegende Teil in betreuten Wohnformen vor allem in vollstationärer Versorgung und ist bereits berentet. Da nicht alle Teilnehmer zu allen Befragungszyklen das Gruppenangebot genutzt haben, liegen bezogen auf die Wohnform drei Netzwerkstudien und lediglich ein kompletter Interviewverlauf von Personen vor, die nicht in einer Wohngruppe leben.

6.2 Die Teilhabe am sozialen Kapital

In einer ersten Gesamtbeschau auf die Netzwerkkarten der Nutzerinnen und Nutzer können die von ihnen aufgeführten Personen zu drei großen Gruppen zusammengefasst werden:

1) Personen, die sich außerhalb des Bereichs der Behindertenhilfe befinden: Das können z. B. die Pastorin, der Bäcker oder die Fußpflegerin sein, aber auch Kontakte zum besten Freund oder zu ehemaligen Nachbarn der Eltern.
2) Bezüge zu Personen, die im Bereich der Behindertenhilfe verlaufen: hier vor allem Betreuer und Mitbewohner aus der Wohngemeinschaft, aber auch Freunde aus dem Wohnheim, Arbeitskollegen aus der Werkstatt oder die Gruppenmitglieder des Bergstedt-Projekts.
3) Personen, die zum Kreis der Familie zählen, mithin Eltern, Geschwister, Nichten oder Cousins.

Mit einer weiteren Analyse der Netzwerkkarten wird deutlich, dass diese drei Gruppen in ihrer Größe auffällig stark differieren. Wir haben diese Größenunterschiede zahlenmäßig zusammengefasst: Mit der folgenden Tabelle soll nicht der Anspruch verfolgt werden, die tatsächlich genaue Anzahl der Netzwerkspersonen wiederzugeben. Wir haben uns auf die Nennungen von Personengruppen beschränkt, z. B. wurden 40 Leute aus Haus-Trillup als eine Nennung gewertet ebenso wie Nachbarn von früher. Lediglich signifikante Personen, wie z. B. der beste Freund, der ehemalige Arbeitskollege oder die Mutter, aber auch Zuwachs der Netzwerke, z. B. Nutzerin X aus der Gruppe in Bergstedt neu kennen gelernt, zählten wir als eine eigene Nennung. Die Auszählung von Nennungen ergibt folgendes Bild:

Bezüge in den Netzwerken	Nennungen
Außerhalb von Behindertenhilfe	25
Innerhalb von Behindertenhilfe	102
Familie	32

Von insgesamt 159 Nennungen entfallen mehr als 2/3 auf den Kontext der Behindertenhilfe. Dieses starke Ungleichgewicht soll im folgenden Abschnitt mittels einer Häufigkeitsuntersuchung entlang zweier Personengruppen aus den Netzwerken näher verfolgt werden.

6.2.1 Häufigkeit der Sozialkontakte im Vergleich zwischen dem Kontext der Behindertenhilfe und dem der Familie

Bezogen auf die Häufigkeit der Sozialkontakte ist ein erheblicher Unterschied der o. g. drei Gruppierungen zu erkennen.

Auf den Kontext der Behindertenhilfe bezogen zeigt sich folgendes Bild:

- Lediglich vier der 102 Nennungen zeigen einen seltenen Kontakt an,
- zu allen anderen Personen aus dem Zusammenhang der Behindertenhilfe besteht ein täglicher bis häufiger (mehrmals die Woche) Kontakt.

Den Kontrast zu den anderen Bezügen möchten wir anhand des familiaren Netzwerkes der Befragten verdeutlichen:

Häufigkeit	Ehegattin/Ehegatte Partnerin /Partner	Eigene Kinder	Mutter	Geschwister	andere Verwandte
Selten	0	0	1	6	9
Öfter	0	1	3	4	2
Häufig	2	0	1	1	1
Keinen Kontakt zu Verwandten: 1					

Ein häufiger bis sehr häufiger Kontakt besteht nach dieser Aufzählung in 15 Nennungen. Hier macht sich ein Gefälle in der Häufigkeit im Unterschied zum Bereich der Behindertenhilfe mit 88 zu 15 Angaben bemerkbar. Bei fünf Nutzerinnen und Nutzern lebt – trotz des Alters der Gruppenteilnehmerinnen bzw. Gruppenteilnehmer – zum Zeitpunkt der ersten Befragung noch die Mutter. Elf Kontakte zu Geschwistern werden aufgeführt, wobei überwiegend ein seltener bis sehr seltener Kontakt (z. B. einmal pro Jahr) besteht. Abgesehen von der enormem Kontakthäufigkeit innerhalb des Sektors professioneller Dienstleistungen des Hilfesystems wird anhand dieser Tabelle auch der Unterschied zur Personengruppe der Senioren ohne Lernschwierigkeiten deutlich: Von 21 befragten Nutzerinnen und Nutzern geben zwei an, in einer Beziehung zu leben, und nur eine Nutzerin konnte eine eigene Familie gründen. Die Familie kann demnach nicht weiter wachsen, z. B. durch Enkelkinder, sondern verkleinert sich noch im Laufe der Zeit.

Familie hat, wie es die folgenden Interviewsequenzen aufweisen, bei den Befragten einen hohe Bedeutung.

6.2.1.1 Einblicke in die Bedeutung von Familie

Wir möchten an dieser Stelle einige der Nutzerinnen und Nutzer zu Wort kommen lassen, wie sie sich einen Kontakt zur Familie vorstellen und wie er sich in ihrem Leben realisiert.
Den Wunsch nach Partnerschaft, in welcher nur wenige Nutzerinnen und Nutzer leben, äußert Frau H. Auf die Frage, was der größte Wunsch sei, antwortet sie Folgendes:

Interviewer: Was stellt dein Bild dar?
Frau H.: Eine Hochzeit.
I: Und was ist dein größter Wunsch?
H: Hier (zeigt auf das Bild/Anm. d. Verf.)

Frau H., die im Wohnraum eines Geschwisterteils lebt, konnte ihren Wunsch nie realisieren. Da Nutzerinnen bzw. Nutzer, die wie Frau H. nicht in einer vollstationären Versorgung leben, die Ausnahme bilden, spielt sich – wie oben dargestellt – der überwiegende Teil der Sozialkontakte in großer Regelmäßigkeit im institutionalisierten Sektor der Behindertenhilfe ab. Die folgenden Angaben von Frau E. und Frau S. – Nutzerinnen bzw. Nutzer, die in einer stationären Wohnform leben – verdeutlichen den Stellenwert familiarer Bezüge. Zum Beispiel äußert Frau E. als ihren größten Wunsch, dass sie mehr Kontakt zu ihrem Bruder haben wolle:

Mein größter Wunsch? Dass ich ab und zu mal meinen Bruder sehe und was mit ihm unternehme.

Dass auch der Kontakt zu Nichten, Cousins, Onkel oder Tanten eine hohe Relevanz aufweisen kann, wird in den Gesprächen mit Frau S. deutlich.

Sie berichtet über ihre Familie Folgendes:

Interviewer (I): Hast du noch Familie?
Frau S. (S): Ja. Meine Mami. Und mein Bruder. Und Schwägerin und mein Patensohn.
I: Wie oft siehst du die?
S: Selten.
I: Deine Mutter auch selten?
S: Ja. Die hat im Dezember Geburtstag. Da wird sie 88 ...
I: Mutter, Bruder, die siehst du alle selten und da ist wenig Kontakt?
S: Früher hatten wir mehr Kontakt, wie ich noch bei meinen Eltern wohnte ...
I: Besuchst du mal jemanden?
S: Auch nicht.
I: Auch nicht so oft?
S: Ich würd gern mal meinen Bruder sehen.
I: Aber den siehst du eigentlich gar nicht, oder?
S: Selten...
I: Ich wünsche dir schöne Weihnachten!
S: Wünsch ich dir auch.
I: Was machst du Weihnachten?
S: Geh ich Mutti besuchen, da hat sie ja Geburtstag. Wird sie 88. Mensch, wird meine Mutter schon alt. Ich werde 60, Mutti wird 88. Ganz schön alt schon ... Ich war schon ein paarmal bei meiner Tante, meine Patentante. Und Onkel E.
I: Onkel E. – aber den siehst du auch ganz selten ...
S: Ja, leider. Ich ruf ab und zu mal an.

Eine Sequenz aus dem zweiten Interview schildert den großen Verlust für Frau S., nachdem Personen aus dem familiären Netzwerk verstorben sind:

S: Tante E. sehe ich gar nicht mehr jetzt. Schade. Das ist meine Patentante. Und Onkel E. sehe ich auch nicht mehr. Ich würde sie gerne wieder sehen. T. habe ich zuletzt gesehen auf Mamis Trauerfeier. Sie ist dieses Jahr im Januar gestorben und Onkel E. leider auch (weint/Anm. d. Verf.).

6.2.2 Unterschiede in den Netzwerken bezogen auf die Wohnform stationär/privat

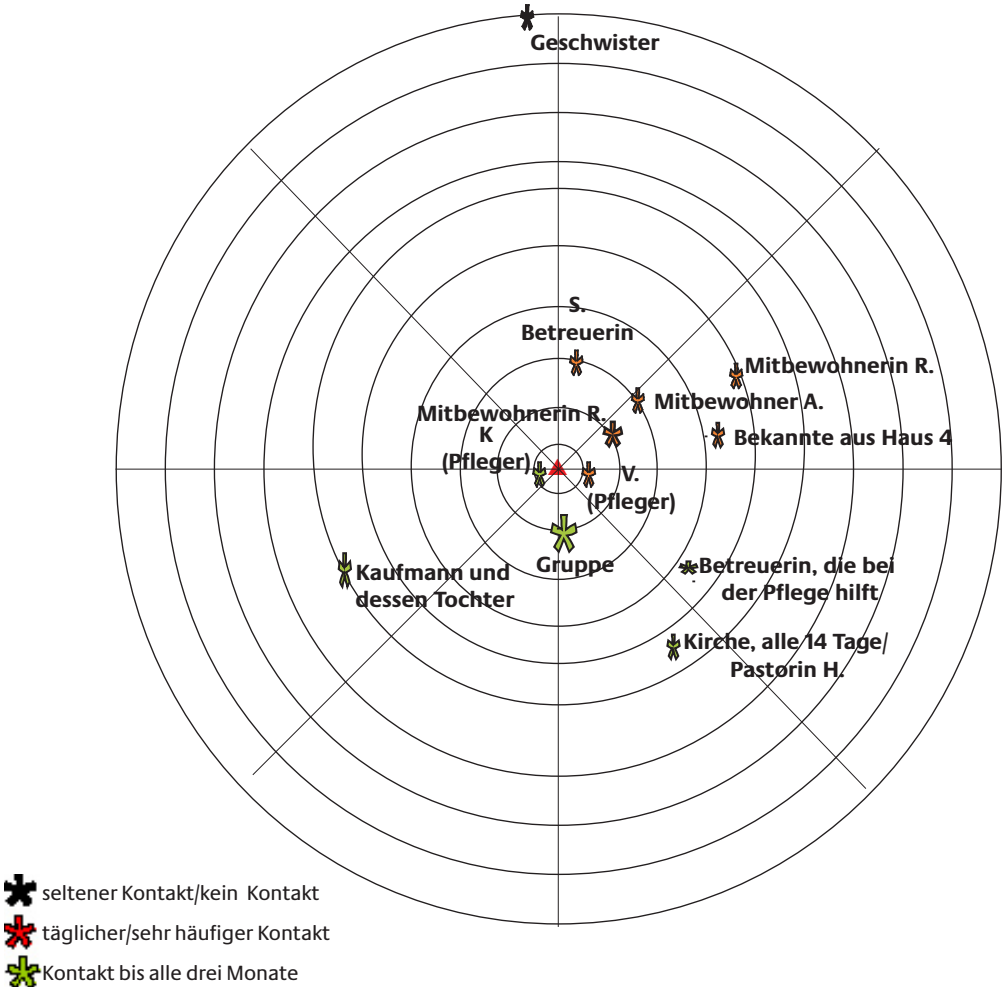
Die folgenden Zahlen beschreiben die Armut der befragten Nutzerinnen und Nutzer an sozialen Kontakten außerhalb von Behindertenhilfe:

- Fünf Personen geben an, über keinerlei Kontakte außerhalb des Kontextes der Behindertenhilfe zu verfügen.
- Bei weiteren fünf Personen besteht mit einer Nennung lediglich ein Kontakt außerhalb dieses Kontextes.
- Umgekehrt dazu verfügen alle der Befragten über in der Regel zahlreiche Sozialkontakte aus dem Bereich der Behindertenhilfe.

Diese allgemein gehaltenen Zahlen sollen durch die Darstellung der Daten zweier Nutzer bezüglich der Wohn- und Versorgungsformen näher differenziert werden.

Die Netzwerkkarte von Frau I. zeigt ein wiederkehrendes Bild von Befragten, die in vollstationärer Versorgung leben. Zu den Geschwistern besteht kaum noch Kontakt, bis auf die Netzwerkpersonen der Verkäufer und der Pastorin konzentrieren sich alle weiteren Sozialkontakte auf den Kontext der Behindertenhilfe. Frau I. kann keine Freunde oder Bekannten benennen, die nicht in diesen Rahmen fallen. Die Gruppe aus Bergstedt bildet den einzigen, tatsächlichen Außenkontakt zu Bekannten außerhalb ihrer Wohngruppe.

Netzwerkkarte: Frau I.



seltener Kontakt/kein Kontakt

täglicher/sehr häufiger Kontakt

Kontakt bis alle drei Monate

In dieser Angabe spiegeln sich vermutlich die Folgen jahrelanger stationärer Versorgung im sozialen Netzwerk wider. Im Gespräch mit ihr erfahren wir, dass auch die wenigen Außenkontakte zum Einkaufen und zur Kirche nur über die Mitarbeiter der WG realisiert werden können:

Wenn V. Dienst hat, gehen wir zur Kirche (erstes Interview). Alle 14 Tage in die Kirche, wir können nicht anders, weil wir vier Gruppen sind: Haus eins, Haus zwei geht einmal und einmal gehen wir, wir können nicht anders gehen. Das geht nicht (zweites Interview).

Deutlich wird, dass sich die Häufigkeit der Kirchenbesuche in direkter Abhängigkeit zum institutionellen Programm ihrer stationären Unterkunft gestaltet.

Ein Vergleich zu den Netzwerkkarten von Frau H. und Frau B[2]., die im eigenen Wohnraum bzw. im Haus der Verwandtschaft leben, zeigt zunächst ein überraschendes Bild: Sie weisen die wenigsten Sozialkontakte aller Befragten auf. Wir möchten hier die Sozialkontakte von Frau H. etwas genauer betrachten:

Frau H.
Frau H. hat zum Zeitpunkt der ersten Befragung ihren ersten Tag im Gruppenangebot von Bergstedt. Sie ist neben Frau B., die gemeinsam mit ihrem Mann eine eigene Wohnung hat, die einzige aus dieser Gruppe, die nicht in einer vollstationären Versorgung lebt. Im Vergleich zu den anderen Teilnehmerinnen bzw. Teilnehmern zeigt sich anhand ihrer Daten, dass sie das reduzierteste Netzwerk – jedoch verteilt auf die o. g. drei Gruppen – aller Nutzerinnen und Nutzer aufweist. Sie lebt bei einem Geschwisterteil und hat neben diesem familiären Kontakt noch einen weiteren Kontakt zur Nichte. Sie gibt an, dass die Betreuerin der PBW die einzige Person aus dem Kontext der Behindertenhilfe sowie ihre Freundin und die Nachbarn die Kontakte zum Kreis sind, die sie außerhalb von Hilfe hat. Bei ihr zeigt sich zum Zeitpunkt der zweiten Befragung indes der größte Zuwachs im Netzwerk. Sie gibt an, dass sie alle Gruppenmitglieder aus Bergstedt kennen lernen konnte. Ähnlich wie bei Frau B. sei darüber hinaus aus dem Bergstedt-Projekt ein Kontakt zu einer Seniorengruppe im Nachbarstadtteil entstanden, die sie nun regelmäßig besuche. Frau H. und Frau B. sind damit die einzigen Nutzerinnen, für die sich ein Angebot aus der Regelversorgung der Seniorenhilfe eröffnet hat.
Das Netzwerk der beiden Frauen lässt erkennen, dass in ihm – im Unterschied zu allen anderen Nutzern – eine fehlende Abhängigkeit zur Hegemonie eines hoch formalisierten und reglementierten professionellen Hilfesystems zu erkennen ist. Man kann anhand dieser beiden „erfolgreichen“ Zusammenführungen in die Regelversorgung der Seniorenhilfe Folgendes ableiten: Um Menschen mit Lernschwierigkeiten in eine entspezialisierte Hilfelandschaft integrieren zu können, scheinen subjektorientierte und wenig formalisierte Hilfen, wie z. B. die einer „Pädagogischen Betreuung im eigenen Wohnraum“ eine wichtige Voraussetzung darzustellen – mithin Hilfen, die kaum einen paternalistischen Zugriff aufweisen.

[2] Von den übrigen Befragten, die im eigenen Wohnraum leben, liegen keine Netzwerkdaten vor, da diese Nutzer nur für eine kurze Dauer am Projekt teilnahmen bzw. viel später hinzugekommen sind.

6.2.3 Der Übergang in Rente

Zum Zeitpunkt der ersten Befragung im Winter 2002 war die überwiegende Mehrheit der Nutzer bereits berentet bzw. lebte in Frührente. Zwei der Befragten gaben an, nur deshalb noch zu arbeiten, weil es ihnen in der Wohngruppe ansonsten zu langweilig sei oder sie sich dort alleine fühlen würden.

So berichtete Herr G.:

Ich arbeite noch. Ich arbeite noch, ich bin noch kein Rentner. Ich hätte, ich hätte aufgehört, ja? Als ich sechzig war, weißt Du? Ne 6 und ne 0. Aber da arbeiten die anderen, sind die anderen, gehen die alle arbeiten in der Wohngruppe und dann bin ich so alleine, und da hab ich gesagt, da mach ich noch weiter. Noch so, noch weiter, so wie ich noch kann.

Neben einer fehlenden sinnvollen Beschäftigung in der Wohngruppe weisen Nutzerinnen bzw. Nutzer wie Herr G. kaum äquivalente Treffpunkte oder Aktivitäten mit anderen auf, die sie abseits des ‚einen Milieus' der Wohngruppe aufsuchen können.

Mit Eintritt in das Rentenalter erlischt laut der Netzwerkkarten auch der Kontakt zu den Arbeitskollegen. Zum Beispiel ist Frau B. zum Zeitpunkt der zweiten Befragung gerade Rentnerin geworden. Sie antwortet auf die Frage: Hast du noch Kontakt zu ehemaligen Arbeitskollegen?

Nur noch zu einer. Ich ruf da manchmal an, aber ganz selten. Sonst sehe ich fast überhaupt niemanden mehr.

Auch eine Gesamtschau auf das Datenmaterial bestätigt diese Angaben von Frau B.: Nach der Berentung bricht der Kontakt zu Arbeitskolleginnen bzw. Arbeitskollegen ab – auf keiner Netzwerkkarte der Rentnerinnen bzw. Renter werden noch die ehemaligen Kollegen von früher aufgeführt. Für Nutzerinnen bzw. Nutzer, die über wenige oder gar keine Außenkontakte mehr verfügen, bedeutet der Eintritt ins Rentenalter eine weitere drastische Reduzierung im sozialen Netz und eine totale Fixierung auf Kontakte in der Wohngruppe.

6.2.4 Ergebnisse der zweiten Befragung: Veränderungen in den sozialen Netzwerken

Die Angaben auf die Fragestellung der zweiten Befragung, inwieweit sich die sozialen Netzwerke erhalten oder erweitern konnten bzw. reduziert haben, zeigt folgende Tabelle:

Bezüge in den Netzwerken	Nennungen erstes Interview	Zuwachs zweites Interview	Reduktion zweites Interview
Außerhalb von Behindertenhilfe	25	2	1
Innerhalb von Behindertenhilfe	102	6	2
Familie	30	0	3

Die sechs Nennungen, die einen Zuwachs im sozialen Netzwerk anzeigen, beziehen sich alle auf das Kennenlernen der Gruppenmitglieder (hier zusammengefasst als eine Nennung) im Bergstedt-Projekt. Die Kontakte zu Familienmitgliedern erfahren nach einem Jahr eine weitere Reduktion. Die Häufigkeit der Kontakte zu Familienmitgliedern erweisen sich laut der Netzwerkkarten hingegen unverändert.

Kontakte zu Freunden, Bekannten oder Mitbewohnern bestehen bei den meisten Nutzerinnen bzw. Nutzern – je nach Wohnform – häufig (täglich) bis öfter (mehrmals in der Woche). Der mit Abstand am häufigsten genannte Kontakt in den Wohngruppen ist – nach wie vor – zu Betreuerinnen und Betreuern und Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern.
Bevor die Angaben zur kulturellen Teilhabe aufgezeigt werden, kann für die Ergebnisse zum sozialen Kapital festgehalten werden, dass:

- ein deutliches Ungleichgewicht zwischen Sozialkontakten im Rahmen von Behindertenhilfe und außerhalb ihres Kontextes besteht,
- die überwiegende Mehrheit der Nutzerinnen und Nutzer durch jahrelange vollstationäre Versorgung keine außerinstitutionellen Sozialkontakte aufbauen bzw. aktiv pflegen konnte,
- nach Eintritt ins Rentenalter wichtige Kontakte zu Menschen außerhalb der Wohnanlage wegbrechen,
- sie sich damit in direkter Abhängigkeit zum Hilfesystem befindet und
- fast ausschließlich über nicht freiwillig gewählte Kontakte zur Personengruppe mit der Aufschrift „geistig behindert“ verfügt bzw. zu deren professionellen Helfern.

6.3 Die Teilhabe am kulturellen Kapital

Wir haben den Begriff „kulturelles Kapital“ um den Bereich der Freizeitaktivitäten erweitert, da auch die Gruppenaktivitäten aus dem Bergstedt-Projekt aus Nutzerinnen- bzw. Nutzersicht – wie unten noch ausführlich dargestellt wird – einen hohen Stellenwert aufweisen.

In allen drei Interviewzyklen wollten wir herausfinden, wie die Nutzerinnen und Nutzer ihre Freizeit gestalten und welche Wünsche sie an sie hegen.

Zum Bereich der Freizeitgestaltung wurden folgende Aktivitäten aufgezählt:

Außenaktivitäten:

- Einkaufen (1)
- Spazieren (2)
- Kino (1 – selten)
- Schwimmen (1 – selten)
- Essen gehen (2, davon 1 – sehr selten)
- Mitbewohner besuchen (1)
- Ausflüge (1 – sehr selten)

Abgesehen vom Einkaufen, dem Spazierengehen und dem Besuch beim Mitbewohner stellen diese Aktivitäten vermutlich organisierte Unternehmungen der Wohngruppe dar.

Innenaktivitäten:

- Fernsehen (6)
- Malen (2)
- Schlafen (1)
- Hausarbeit (1)
- Lesen (1)
- Schreiben (1)

Hiernach werden insgesamt 15 Angaben zu Aktivitäten gemacht, die allein durchgeführt werden, sieben mit anderen gemeinsam – davon vier selten bis sehr selten. Diese selten durchgeführten Freizeitaktivitäten sind – vom Einkaufen nochmals abgesehen – gleichzeitig diejenigen, die mit finanziellen Ausgaben verbunden sind.

Auf die Frage, was sich die Nutzerinnen und Nutzer für ihre Freizeit wünschen, erhielten wir folgende Angaben:

Ein Nutzer zeigt sein Bild über die Wünsche für sein Leben

- Mehr Ausflüge und reisen (elf Angaben)

Zum Beispiel Frau C.:

Ich würde gerne Reisen. Ins Weserbergland.

- Mehr kulturelle Veranstaltungen (zwei Angaben)

Zum Beispiel Frau E.:

In der Freizeit: Am liebsten auf den Flohmarkt und Eis essen gehen und ins Theater gehen.

- Essen gehen (drei Angaben)

- Sowie mit jeweils einer Angabe: Musik machen, alleine sein, Tagungen und Fortbildungen besuchen, spazieren gehen

Das subjektive Erleben der eigenen Freizeit steht in Kontrast zu den Wünschen. Wie diese Senioren ihre freie Zeit erleben und für sich bewerten, offenbart sich aus einer Frage des zweiten Interviews:

Was machst du, wenn die Gruppe hier aufhört?
Wir erhielten acht Antworten:

Herr G.: Weiterarbeiten bis zur Rente.
Frau I.: Dann werde ich sehr traurig sein. Die Beschäftigung würde mir fehlen.
Herr U.: Ja, das weiß ich selber noch nicht. Das hört ja hier im September nächsten Jahres auf. Das ist die einzige Gruppe für mich hier.
Frau E.: Mein Alltag würde schlecht aussehen, langweilig. Weil ich mich nicht mit den anderen Menschen aus der WG unterhalten kann, die hören nicht zu.
Herr J.: Ja, das weiß ich dann auch nicht. Ich würde versuchen, Ausflüge zu machen – wie, weiß ich noch nicht. Ich weiß nicht, was sonst noch angeboten wird im Hilde-Heinemann-Haus.
Frau H.: Nicht gut. Dann würde ich nirgendwo mehr hinkommen. Dann würde ich immer fernsehen.
Frau L.: Ja, das weiß ich auch nicht. Wäre zu Hause. Ja, und da haben wir ja so einige Aufgaben, die wir machen müssen.
Frau M.: Dann wäre gar nichts. Habe keine anderen Gruppen.

Abgesehen von der Wertigkeit des Gruppenangebots, die in dieser Studie unten näher thematisiert wird, werden in diesen Antworten zwei Dinge offenkundig: Zum einen ist eine fehlende bzw. unzureichende Tagesstrukturierung nach dem Austritt aus dem Arbeitsleben zu erkennen. Neben Hausarbeiten, fernsehen oder der schlichten Tatsache, nicht zu wissen, wie man seine freie Zeit gestalten kann, deuten diese Merkmale auf einen stark reduzierten Erlebnishorizont der Nutzerinnen und Nutzer hin. Im Falle einer Beendigung der Bergstedt-Gruppe stellt ein Zurückgeworfensein, ein Rückfall auf die eigene Häuslichkeit oder das „eine Milieu“ der Wohngruppe offensichtlich einen zweiten Faktor dar. Der Zugang zu einer gesellschaftlichen Teilhabe in Form von Anreicherungen eines sozialen und kulturellen Kapitals scheint für diese Personengruppe ohne eine professionell gestaltete Assistenz blockiert bis versperrt.

Zudem kritisiert Herr U. die schlechte Anbindung mit öffentlichen Verkehrsmitteln an seine Wohngruppe. Die augenscheinlich abgelegene Lage seiner stationären Versorgung zu der nächsten Infrastruktur schmälert offenbar zusätzlich seinen Bewegungsradius nach außen:

Eins fehlt noch: Der Bus muss öfter fahren. Um 16:12 fährt der letzte Bus. Am Wochenende fährt gar kein Bus. Aber wir haben jetzt Unterschriften gesammelt. Wir haben über 500 Unterschriften gesammelt, aber ob das was wird, das weiß man nicht. Das geht an die Parteien. Früher bin ich mit dem ersten Bus zum Einkaufen gefahren und mit dem letzten Bus wieder zurückgekommen. Das ist alles vorbei. Das ist schlechter geworden. Seit acht Jahren ist Schluss. Und am Wochenende fährt gar kein Bus.

Neben diesen ohnehin erschwerten Bedingungen fehlen den Nutzerinnen und Nutzern – zumindest denen aus der vollstationären Versorgung – vor allem auch die finanziellen Ressourcen z. B. für eine kulturelle Teilhabe, was der folgende Abschnitt dokumentiert.

6.4 Die Teilhabe am ökonomischen Kapital

Nach Austritt aus dem Arbeitsleben verfügen die Befragten über einen Rentenbetrag, der eher als ein „Handgeld" bezeichnet werden kann. Die jahrzehntelange körperliche Arbeit in Werkstätten, Großküchen, Gärtnereien oder Wäschereien konnte wegen der unzureichenden Entlohnung nicht dafür sorgen, im Alter finanziell befriedigend ausgestattet zu sein. Im Gegenteil: Die hohen Kosten aus dem Betreuungsaufwand verschlingen den Großteil der Rente, sodass aus dem Handgeld ein festgelegtes Taschengeld verbleibt. Die Teilhabe z. B. an kulturellen Veranstaltungen steht mit diesem Befund in dichter Verschränkung.

Herr U. berichtet, warum er kaum noch kulturelle Veranstaltungen nutzen kann:

Ich habe jetzt 700 Euro. Aber das geht alles an die Behörde. Dann habe ich kein Geld (Drittes Interview). Konzerte – das ist vorbei, das kann ich mir nicht mehr leisten. Das kostet 50 Euro. Mir bleiben 122 Euro Taschengeld. Mehr gibt es nicht. Konzerte und Bier – das ist alles vorbei (Zweites Interview).

Der Zusammenhang zwischen finanzieller Situation und Freizeitgestaltung wird mit dieser Aussage deutlich. Auf die Frage, was die Nutzerinnen und Nutzer machen würden, wenn sie mehr Geld hätten, hörten wir folgende Antworten:

Frau H.: Schöne Kleider … Ich würde eine große Geburtstagsfeier machen mit Kaffee und Kuchen.
Herr U.: Bier und Reisen – aber das geht nicht. Ich habe immer gerne Bier gekauft, aber das kann ich mir jetzt nicht mehr erlauben. Das ist alles vorbei.
Frau M.: Was Großes kaufen, zum Beispiel einen neuen Teppich.
Herr A.: Reisen.
Herr P.: Naschen, Früchte, Kleidung.
Herr R.: Getränke und so. Mal essen gehen können. Das ist mein Wunsch. Und Eis essen.
Herr F.: Essen gehen, was trinken gehen.
Herr D.: Reisen machen, Ausflüge.
Herr N.: Lebensmittel kaufen, eine Karbonade.
Frau E.: Kleidung. Fürs Zimmer was.
Frau C.: Essen gehen, neue Kleidung.

Mit diesen Angaben drücken die Nutzerinnen und Nutzer aus, wofür sie gerne mehr Geld hätten. Anhand ihrer Antworten könnte in einem Umkehrschluss eine neue Frage formuliert werden: Wofür reicht dein Geld nicht? Durch diese neue, den Nutzerinnen und Nutzern nicht gestellte Frage verdeutlicht sich die finanzielle Situation der Betroffenen. Leben mit Lernschwierigkeiten im Alter bedeutet hiernach ein Leben in finanzieller Armut. Diesen Zusammenhang scheint Herr J. erkannt zu haben:

Herr J.: Ich male hier zum Beispiel Geld. Ich brauche mehr Geld. Wenn man verreist, ist es immer so teuer. Ich als Rentner habe ja kaum Geld. Und es wird jedes Jahr teurer und ich kriege ja nicht so viel. Wunsch: Dass ich mehr Geld zur Verfügung habe, damit ich mal schön verreisen kann. (...) Wenn ich Geld hätte und könnte alleine irgendwo wohnen, dann würde ich sagen: in einer eigenen Wohnung. Nur das geht leider nicht. Das kostet zu viel Geld, das könnte ich alleine gar nicht zahlen – das schaffe ich ja doch nicht. (...) Ich würde Geld sparen, wenn ich zum Beispiel mal eine Uhr brauche. Meine Armbanduhr ist im Moment kaputt und da habe ich im Moment nicht das Geld, um mir eine neue zu kaufen. Sich mal eine CD leisten. (...) Wenn ich nicht behindert wäre, dann hätte ich mehr Vorteile. Dann würde ich Rente kriegen.

Die Angaben zur Lebenssituation bezüglich der drei Kapitale zeigen eine deutliche Mängellage an Teilhabemöglichkeiten in nahezu allen Bereichen gesellschaftlichen Lebens. In dieser Situation findet die Arbeit des Bergstedt-Projekts ihren Ansatzpunkt – mit einer besonderen Wertigkeit, wie sie ihr von den Nutzerinnen bzw. Nutzern entgegengebracht wird: Mit dem folgenden großen Themenblock evaluieren die Befragten das Projekt – aus ihrer Situation heraus und mit ihren eigenen Maßstäben.

6.5 Das Projekt und seine Wirksamkeit in Bezug auf soziale Netzwerke und kulturelles Kapital

Vor dem Hintergrund der bisher aufgeführten Daten aus der Nutzerinnen- bzw. Nutzerbefragung möchten wir uns mit dem folgenden Abschnitt im Hinblick darauf, welche Wirksamkeit das Gruppenangebot für sich verbuchen kann, nochmals der Perspektive der Nutzerinnen und Nutzer nähern und diese Frage durch sie bewerten lassen.

Im zweiten Interview stellten wir den Nutzerinnen bzw. Nutzern u. a. die Fragen:

- Was ist das besonders Gute am Angebot?
- Was gefällt Ihnen nicht so gut?

Wir erhielten bis auf eine Ausnahme keine kritischen Anmerkungen. Dies scheint nicht weiter zu verwundern, wenn man berücksichtigt, in welcher Lebenssituation sich die Nutzerinnen und Nutzer befinden. Jede Aktivität, jeder Ausflug, jedes Zusammentreffen außerhalb der Wohngruppe und jede handwerkliche oder kreative Tätigkeit stellt bereits eine Bereicherung im Leben dieser Senioren dar. Die Ausnahme der fehlenden kritischen Anmerkungen drückt Frau B. aus, die zumindest ohne eine der oben aufgeführten Bedingungen lebt: Sie und ihr Ehemann, der ebenfalls Nutzer im Projekt war, sind die Einzigen, die außerhalb institutioneller oder familiarer Abhängigkeit eine eigene Wohnung bewohnen und beide leben in einer Partnerschaft. Interessanterweise werden gerade diese beiden Faktoren – die Beziehung zum Lebenspartner und die eigene Wohnung – von Frau B. als relevante Gründe angeführt, um nicht regelmäßig das als ohnehin zu langweilig betrachtete Freizeitangebot der Gruppe in Bergstedt nutzen zu müssen:

Wenn ich hier jedes Mal herkomme, wird mir das zu langweilig, wenn ich montags und freitags kommen sollte. Wir wollen für uns (als Ehepaar/Anm. d. Verf.) ja auch noch da sein, wir haben ja eine Wohnung, verstehst du? Die dürfen wir ja auch nicht vernachlässigen.

Frau B. drückt damit deutlich aus, dass eine selbstbestimmte Wohnsituation frei von paternalistischen Zügen sowie Sozialkontakte außerhalb der Behindertenhilfe – wie hier zum Ehemann – Faktoren zu sein scheinen, die nicht nur die Qualität der sozialen Netzwerke bestimmen, sondern auch die subjektiven Ansprüche an die Qualität der Gruppenarbeit grundlegend mitbestimmen. Frau B. und ihr Ehemann waren die einzigen Nutzerinnen bzw. Nutzer, die als Einzige in hoher Selbstbestimmung leben. Die wenigen Befragten, die mit ihren Familienmitgliedern im eigenen Wohnraum leben, wünschen sich vor allem eines: mehr Selbstbestimmung.
Da das Ehepaar B. hiernach auf eine doppelte Weise als Ausnahme betrachtet werden kann, erscheint es uns wichtig zu prüfen, wie das Bergstedt-Projekt die Lebenslage der übrigen Nutzerinnen und Nutzer beeinflussen konnte. Dazu werden wir im Folgenden die Nutzerinnen- bzw. Nutzer-Angaben zu den Sozialkontakten in der Gruppe darstellen und versuchen zu zeigen, wie deren sozialen Bezüge nach Wegfall des zweiten Milieus der Werkstatt einen Erhalt und Ausbau erfahren konnten. Der darauf folgende Abschnitt veranschaulicht, ob und wie die jeweiligen Gruppenangebote eine Bereicherung der Nutzerinnen und Nutzer in kreativen und kulturellen Belangen bedeutet haben. Im anschließenden Punkt wollen wir der Frage nachgehen, wie und wodurch sich die lebensweltlichen Bezüge der Nutzerinnen und Nutzer aus deren Sicht spreizen konnten und welche darüber hinausgehenden Ergebnisse erzielt werden konnten.

6.5.1 Sozialkontakte unter den Nutzerinnen und Nutzern

Besonders gute Eigenschaften können die Nutzerinnen und Nutzer der Gemeinschaftlichkeit und der Begegnung mit den anderen Teilnehmerinnen bzw. Teilnehmern im Gruppengeschehen beimessen. So berichtet Herr D.:

Das besonders Gute: dass wir alle beisammen sind. Herr R. betont den Aspekt der kurzweiligen Begegnung: Man trifft die Leute und quatscht ein bisschen über alles Mögliche.

Ein gutes Miteinander scheint im Bergstedt-Projekt offensichtlich durch die Komponente des gemeinsamen Mittagessens und Kaffeetrinkens maßgeblich unterstützt zu werden. Abgesehen davon, dass das Mittagessen in mehreren Antworten als das besonders Gute geschätzt wird, wird es in den Angaben von Herrn U. und Herrn J. mit dem Aspekt der Gemeinschaftlichkeit in Verbindung gebracht. Herr U. berichtet:

Essen, Kaffee trinken und unterhalten. Die guten Kontakte unter den Kollegen.

Herr J. macht mit seiner – bereits oben zitierten – Aussage noch einmal auf den Zusammenhang von Aktivitäten, gemeinsamen Mahlzeiten und Miteinander aufmerksam:

Wenn man alleine fährt, ist man alleine. Wenn man mit der Gruppe fährt, dann hat man Begleitung und Unterhaltung, mal Kaffee trinken, mal basteln und Spiele machen.

Wie durch die Netzwerkkarten deutlich wurde, ist die Gruppe auch eine Gelegenheit, um ehemalige Arbeitskolleginnen bzw. Arbeitskollegen und Bekannte treffen zu können. Somit wirkt sie auch wesentlich netzwerkerhaltend, wie es die folgenden Angaben nochmals belegen.

6.5.1.1 Erhalt und Ausbau sozialer Bezüge nach Wegfall des zweiten Milieus

Gleich bei unseren ersten Hospitationen und Interviewtreffen berichteten uns die Teilnehmer von ihren sozialen Kontakten zu den anderen Mitgliedern:

- **Herr K.** berichtete, dass er schon vorher viele aus der Gruppe kannte,
- **Herr F.** kenne viele vom Arbeiten her,
- **Herr U.** kenne Herrn J. seit 30, Frau S. seit 40 Jahren und Frau L. sei eine ehemalige Arbeitskollegin von ihm.
- **Herr J.** zählte Frau B., Herrn U., Herrn G. und Frau L. als ehemalige Kolleginnen bzw. Kollegen auf,
- **Herr D.** kenne Herrn U. von früher,
- **Frau S.** kennt Frau B. und
- **Herr G.** kennt Herrn U.

Die eingangs erwähnte Vermutung, dass sich innerhalb der Gruppen Untergruppierungen aus „ehemaligen Kolleginnen bzw. Kollegen“ befinden, scheint durch diese Aufzählung bestätigt zu sein. Diese Angaben erlauben den Schluss, dass die wenigen sozialen Bezüge außerhalb der stationären Versorgung der Wohngruppe durch das Gruppenangebot erhalten werden. In Anbetracht der stark begrenzten Netzwerke erfahren die Nutzerinnen und Nutzer eine Stabilisierung von Sozialkontakten, die sie in ihrer Vergangenheit zu Menschen aufgebaut haben, mit denen sich ihre Biografien überschneiden – einige kennen sich sogar seit ihrer Jugend. Mit ihnen verbinden sie Erlebnisse aus der Zeit des Erwerbslebens, sie kennen sich aus einem anderen Rollenzusammenhang als dem des Mitbewohners im „einen Milieu“ der Wohngruppe.

Ebenso deutlich wird in den Angaben hervorgehoben, dass gute neue Kontakte zu Gruppenmitgliedern aufgenommen wurden. Zum Beispiel berichtet Herr W.:

Zu Herrn F. aus der Gruppe habe ich einen besonderen Draht. Wir spielen Mau-Mau und dann gehen wir eine rauchen zusammen. Den treffe ich hier.

Herr F. bestätigt den guten Draht:

Besonders gut ist, dass ich mit dem Herrn W. so gut klarkomme.

Die Treffen alter und neuer Bekannter finden in einem Rahmen statt, der einen Ort für Kommunikation und Gruppenerfahrungen eröffnet, eine Möglichkeit für Bildungsprozesse und Kreativität zur Verfügung stellt und den Nutzerinnen und Nutzern ein preisgünstiges und gutes Essen bietet – wie es die Angaben des folgenden Abschnitts dokumentieren.

6.5.2 Gute Gruppenangebote

Auf die Frage, was das besonders Gute am Gruppenangebot sei, werden neben dem guten Miteinander vor allem Aktivitäten benannt. Aktivitäten und soziales Miteinander sollen hier lediglich aus Gründen einer übersichtlicheren Darstellung getrennt betrachtet werden – im Gruppenalltag sind sie miteinander verwoben und bedingen einander. Bei den Gruppenaktivitäten wird u. a. die Vielseitigkeit der Angebote positiv hervorgehoben. In zahlreichen Antworten fallen vor allem die Aufzählungen von Aktivitäten auf. Zum Beispiel berichtet Herr U. über das besonders Gute:

Besonders gut: Malen, Spiele machen, im Sommer haben wir gekegelt. Verschiedene Sachen machen.

Auch die folgende Aussage von Herrn J. unterstreicht die Vielseitigkeit der Aktivitäten:

Gut, dass hier so viel gemacht wird. Was auch für mich Spaß bringt. Mal basteln oder mal Spiele machen. Hat man was um die Ohren.

In den Gruppennachmittagen werden die Nutzerinnen und Nutzer angeleitet, mit unterschiedlichen Farbsorten umzugehen oder aus verschiedenen Materialien Bastelwerk herzustellen. Herr G. beschreibt, wie er mittels Serviettentechnik Kerzen verzieren konnte:

Jetzt haben wir eine Kerze gebastelt und da gibt es doch diese Blumen drauf, die werden so ausgeschnitten und mit einem weißen Pinsel so mit weiß so ausgemalt. Und das ist dann ganz fest drauf und geht nicht mehr ab. Meine Sachen behalt ich selber.

Im zweiten Interview betont Herr G., dass er durch die handwerklich-kreativen Angebote vieles lernen konnte:

Ich habe hier viel gelernt. Kugeln für Weihnachten, die werden dann auf die Tannen ‘raufgesteckt. Die nehme ich mit nach Hause und die kann man Weihnachten als Schmuck hinstellen.

Frau E. hebt besonders hervor, dass sie die Teilnahme an den Aktivitäten selbstbestimmt wählen kann:

Das besonders Gute: Dass wir hier sehr viel machen, dass wir gutes Essen kriegen, dass wir machen können, was wir wollen und das passt mir nämlich sehr gut. Wenn ich in der Wohngruppe bin und was machen will, dann habe ich gleich ein Amt.

Vielseitigkeit, kurzweilige Gesellschaftsspiele, kreatives Ausprobieren und Hinzulernen, aber auch der Teilnahmemodus – mithin die Art und Weise der Gruppenleitung, Aktivitäten auszuwählen und anzubieten sowie die Nutzerinnen und Nutzer anzuleiten und ihnen zu assistieren – können aus Nutzerinnen- bzw. Nutzersicht als wesentliche Qualitäten im Bergstedt-Projekt genannt werden. Durch Theaterbesuche oder Ausflüge im Stadtteil verzeichnen die Nutzerinnen und Nutzer eine Anreicherung ihres kulturellen Kapitals, durch den Kontakt zu neuen Gruppenteilnehmern oder durch Besuche von außen vollzieht sich eine Vergrößerung in ihrem jeweiligen sozialen Netzwerk – Aspekte, die eine Anreicherung lebensweltlicher Bezüge erkennen lassen.

6.5.3 Spreizen lebensweltlicher Bezüge

Wie es die Angaben zu den Sozialkontakten der Nutzerinnen und Nutzer im Gruppengeschehen zeigen, konnten innerhalb der Gruppen neue Bekanntschaften und Freundschaften aufgebaut werden. Bei Frau H., die, wie oben dargestellt wurde, bei Beginn der Untersuchung das reduzierteste Netzwerk aller Befragten aufwies und ihre Freizeit in der Regel allein vor dem Fernseher verbrachte, stellt das Bergstedt-Projekt eine enorme Spreizung an lebensweltlichen Bezügen dar. Die Gruppen haben versucht sich zu öffnen, indem die Gruppenleiterinnen u. a. in regelmäßigen Abständen Besuch zu sich eingeladen haben – was vor allem von Frau S. positiv hervorgehoben wird:

Gut, wenn Besuch kommt. Gut, wenn diejenigen dann auch Zeit für uns haben und nicht gleich wieder gehen.

Auf die Frage, was das besonders Gute am Gruppenangebot sei, zählt Herr J. Aktivitäten auf, die auf unterschiedliche Weise seine sozialen und kulturellen Kapitale anreichern:

Wir waren mal im Theater in einem plattdeutschen Stück, dann waren wir noch auf einem Konzert im Senator-Neumann-Heim, da war eine Jazz-Band; ganz bekannt – das fand ich toll. Wir waren auch mal zum Eisessen (betont/Anm. d. Verf.), das war am Wohldorfer Damm, da ist ein Eis-Café und Restaurant, da waren wir einmal draußen, weil es schön war, und einmal waren wir drinnen. Dann haben wir noch die Kirche besichtigt in Bergstedt, die ist sehr schön.

Hier fällt vor allem die Mischung aus Aktivitäten auf: im Umfeld der Nachbarschaft z. B. der Besuch im Eis-Café, preisgünstige Veranstaltungen mit einem eher soziokulturellen Anstrich wie das Konzert im Senator-Neumann-Heim, aber auch die Teilhabe an einem Stück Hochkultur – der Theaterbesuch. Mit dieser Stufe der Erweiterung von gesellschaftlicher Teilhabe werden gleichzeitig die Grundsteine einer Ko-Präsenz durch ein „Sich-sichtbar-Machen“ und „Mit-dabei-Sein“ im Gemeinwesen angelegt.
Mögliche Überlappungen sozialer Netzwerke zu Personen aus dem Stadtteil bzw. zu Menschen, die bisher nicht institutionell versorgt wurden, tauchen im Interviewmaterial der Nutzerinnen und Nutzer nicht auf. Hier sei vor allem auf die Beobachtung der Gruppenleiterinnen verwiesen, dass sich vor allem seit dem Umzug in die neuen Räume der Begegnungsstätte zufällige Begegnungen ergeben hätten, die eine Überschneidung der unterschiedlichen Lebenswelten erkennen lassen: zum Beispiel, wenn ein Junge aus der Jugendgruppe gemeinsam mit einem Nutzer aus dem Projekt Tischtennis spielt.

Möglicherweise deutet sich dieser Prozess in der einer Aussage von Frau M. an: Auf die Frage, was das besonders Gute am Bergstedt-Projekt sei antwortet sie:

Das neue Haus.

6.6 Kommentar

Mit zunehmendem Alter, vor allem nach Eintritt der Rente, drohen die sozialen, ökonomischen und kulturellen Kapitale sich immer weiter zu reduzieren. Bei der von uns anvisierten Personengruppe kann jedoch eine besonders drastische Einschränkung – wie der vorherige Abschnitt zeigen konnte – konstatiert werden: Kaum jemand verfügt über soziale Bindungen aus einer eigenen gegründeten Familie, Kontakte nach außen sind durch vom Stadtteil abgelegene Wohngruppen, die Folgen vollstationärer Versorgung und der damit einhergehenden Hospitalisierung oder wegen fehlender ökonomischer Ressourcen kaum vorhanden. Kulturelle Veranstaltungen können aufgrund einer unzureichend ausgestatteten finanziellen Situation nicht befriedigend wahrgenommen werden, die „Rente“ reicht gerade fürs Nötigste etc. Gleichzeitig äußern die Befragten ihre Bedürfnisse nach sozialem Miteinander, nach anregenden und interessanten Freizeitbeschäftigungen, nach Ausflügen oder nach einer eigenen Wohnung. Als wesentliche Einflussgrößen auf die Lebenssituation der Befragten können vor allem zwei Bedingungen aus dem Datenmaterial gelesen werden:

1. die Folgen einer jahrelangen vollstationären Versorgung sowie
2. die Folgen einer jahrelangen und noch andauernden Ausgrenzung von ökonomischer Teilhabe.

An diesen beiden Bedingungen scheinen sich die Zugangswege zur Teilhabe am gesellschaftlichen Leben und die Möglichkeit zur Anreicherung der eingangs aufgeführten Kapitale zu brechen. Aus ihnen scheint die Bedürftigkeit der Nutzerinnen und Nutzer und auch der Bedarf für ein Angebot, wie es mit dem Bergstedt-Projekt umgesetzt wurde, zu resultieren. Wir unterscheiden hier deutlich zwischen elementarer Bedürftigkeit nach Autonomie hinsichtlich der Lebensgestaltung in Teilhabe und ökonomischen Basisbedürfnissen und Bedarfen. Es wird aus den Nutzerinnen- bzw. Nutzer- Interviews überdeutlich und diese Deutlichkeit wird durch das Projekt in Bergstedt erst offenbar und offenkundig, dass elementare Rechte an Teilhabe für die Nutzerinnen und Nutzer nicht im Ansatz befriedigt werden. Dass das Projekt die ökonomische Armut und die Folgen der stationären Versorgung so klar zeigt und in Ansatz den Versuch einer Kompensation übernimmt, ist eines seiner Verdienste.

Ein weiteres Verdienst liegt in der Funktion des Türöffners in das Gemeinwesen hinein. Durch ein Präsent-Sein im Stadtteil, ein Sich-sichtbar-Machen im Stadtteil und durch sich anbahnende Kooperation erfahren die Nutzer – zum Teil erstmalig – einen Ausbau ihrer lebensweltlichen Bezüge und einen Zugang zu Formen gesellschaftlicher Teilhabe.

VII.
Ergebnisse und Empfehlungen

Abschließend zu diesem Bericht wollen wir aus Sicht der wissenschaftlichen Begleitung Ergebnisse aus dem Modellprojekt festhalten und daraus Empfehlungen ableiten. Wir werden dabei beides, Ergebnisse mit Empfehlungen verschränken, um deutlicher herauszustellen, in welcher Weise uns das Projekt in seinem Verlauf zu den Empfehlungen motiviert hat. Dabei ist einschränkend anzumerken: In beidem, den Ergebnissen und den Empfehlungen, lösen wir uns weitgehend von dem Ansatz der Aktionsforschung, der bis hierher Grundlage der Begleitung und Präsentation des Projekts war. Hier im letzten Abschnitt erlauben wir uns den Blick von außen, mit der Einschränkung versehen, dass es sich dabei nicht um einen besonderen Blick mit höherem Wahrheitsanspruch handelt als dem der Beteiligten im Projekt. Es ist der Blick zweier Beobachter, die über zwei Jahre an den Prozessen des Projekts von außen blickend teilhatten und die sich ihre Gedanken über die Aussagen dieses Projekts gemacht haben.

Um einen besseren Überblick über das Patchwork dieser „Einblicke“ für den Leser zu wahren, haben wir die Ergebnisse und Empfehlungen in drei grobe Cluster gruppiert:

- Der erste Cluster befasst sich mit Überlegungen zu jener Generation älterer Menschen, die im Projekt als Nutzer vertreten sind.
- Der zweite Cluster hat als Gegenstand organisationsbezogene Fragen des Projekts.
- Der dritte Cluster befasst sich mit den konkreten Nutzerinnen und Nutzern und ihren Erfahrungen.

7.1 Generationsbezogene Ergebnisse und Empfehlungen

(1.) Ältere Menschen mit Lernschwierigkeiten, die heute 60 Jahre und älter sind, stellen derzeit eine, selbst für die weitgehend marginalisierte Gruppe der Menschen mit Lernschwierigkeiten, besonders kleine und damit unauffällige Gruppe von Adressatinnen bzw. Adressaten der sozialen Arbeit dar. Sie sind weitgehend gewohnt, in paternalistischen Settings ihre Betreuung zu erfahren und mit einem „ideologischen Kokon“ in einer Symbiose der Dankbarkeit zu den Betreuungssystemen zu stehen. Kritik, Selbstvertretung und Eintreten für die eigenen Bürgerrechte sind für sie eine ebenso seltene Erfahrung wie Teilhabe am sozialen, ökonomischen und kulturellen Kapital eines Gemeinwesens oder der Gesellschaft. Sie sind zwar seit geraumer Zeit Thema der Fachliteratur, aber selten Gegenstand bzw. Gegenüber von Hilfeplanung, die ihre spezifischen Bedarfe aufnimmt und umsetzt.

Ein zentrales Ergebnis des Projekts in seiner Gründung und seinem Verlauf ist es, die **Belange dieser Gruppe zur Sprache zu bringen** und nach praktischen Wegen zu suchen, die Situation der Menschen im Alter so zu gestalten, dass sich Teilhabe und die Kraft, für sich selbst zu sprechen, erhöhen und der Radius der sozialen Netzwerke nicht abnimmt. Das Projekt hat sich als Lobbyist in der Sache verdient gemacht und einen wesentlichen Beitrag geliefert, dass sich der Stadtteil, die Fachbehörde und die Träger der Behindertenhilfe weiterhin mit diesem Thema auseinander setzen müssen. Die Empfehlung, die wir aus dem Projekt ableiten, geht dahin, das Thema der älteren Menschen mit Lernschwierigkeiten im Stile dieses Projekts praktisch anzugehen und nicht, wie geschehen, von einem Hilfesystem, der Behindertenhilfe, auf das andere Hilfesystem zu verweisen, sondern praktisch nach den Bedarfen zu fragen und nach Kooperationen und Synergien zu suchen, die die Bedarfe praktisch einlösen können. Ältere Menschen mit Lernschwierigkeiten dürfen keine Minorität sein, die man aus fiskalischen Gründen unter ein Hilfesystem subsumiert, das ihnen nicht angemessen ist, oder in ein Hilfesystem hineinreduziert, das ihnen zur Gewohnheit geworden ist.

(2.) Ältere Menschen mit Lernschwierigkeiten werden häufig aus einer defizit- und problemorientierten Perspektive betrachtet. Die Erfahrungen dieses Projekts haben deutlich gezeigt, dass die sozialen Kompetenzen, die Lernkompetenzen und die Kompetenzen zur eigenen Positionierung in umfangreichem Maß vorhanden sind. Sie haben gezeigt, dass die Altersphase für diese Menschen eine sinnstiftende Funktion haben kann und dass sie **Experten in eigener Sache** sind (vgl. SCHUPPENER 2004). Diese Menschen treten wie andere Menschen im Alter in eine Phase der neuen Lebensplanung ein und sie besitzen die Ressourcen, diese Planung konstruktiv in Teilhabe mit dem Gemeinwesen anzugehen.
Das Projekt hat erstaunlich deutlich gemacht, wie hoch kompetent diese Gruppe älterer Menschen in der Kommunikation und Begegnung sein kann und wie disparat dazu die realen Möglichkeiten zur Teilhabe an ihrer Umwelt noch sind.
Eine Empfehlung lautet deshalb, die Stärken dieser Generation intensiver zu nutzen und den Menschen vorbehaltloser das Zutrauen zur eigenen Expertenschaft entgegenzubringen, sie aus der paternalistischen Umarmung freizugeben. Dies benötigt praktische Initiativen wie das Modellprojekt auf kommunaler Ebene, die als Türöffner in das Gemeinwesen hin fungieren können.

(3.) Die Ziele des Projekts waren durch Professionelle der sozialen Arbeit und ihre Sicht auf die Notwendigkeiten strukturiert. Das Projektziel der Integration von Menschen mit Lernschwierigkeiten und jenen ohne war ohne die Partizipation der Adressatengruppe gesetzt und ohne die Stakeholder des Gemeinwesens angestrebt worden.
Der Projektverlauf hat gezeigt, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten im Alter sehr deutlich sagen können, was sie wollen, und dies im Alltag deutlich werden lassen.
Betrachtet man die reale Umsetzung des Projekts, so wird deutlich, dass ältere Menschen mit Lernschwierigkeiten, wie alle anderen Menschen auch, sich nicht einfach mit anderen „verbinden lassen“, sondern **einer Logik der Begegnung** folgen, die wir in vier Schritte unterteilt haben: Spreizung der Lebenswelt, Ko-Präsenz im Gemeinwesen, Überlappung der sozialen Kontakte und Kooperation.
Projekte mit stadtteilbezogener Teilhabe älterer Menschen mit Lernschwierigkeiten sollten die Zeit und Geduld aufbringen, diese Stufen der Begegnung zwischen Menschen geschehen zu lassen, und auf die wundersamen Verwicklungen, die sich zwi-

schen Menschen in diesem Prozess ergeben, gespannt sein, hoffen und sie unterstützen. Es hat sich im Projekt gezeigt, das Überlappungen mit ganz anderen Menschen als der eigentlichen Zielgruppe der Initiatoren entstanden und noch entstehen. Eine zweite Empfehlung leitet sich aus dieser ersten ab: Projekte müssen offen für ein „Reframing", eine neue Adaption, sein, wie es in diesem Modellprojekt der Fall war. Anders ist Partizipation im Prozess nicht zu sichern.

(4.) Menschen mit Lernschwierigkeiten werden z. T. früher alt, unterliegen einer anderen Zeitlichkeit und benötigen eine **Flexibilisierung der Altersgrenze**, die in unserer Gesellschaft bei 60 Jahren liegt. Das Projekt hat deutlich gezeigt, dass hier Menschen einer großen Altersbreite (von 50 bis 71 Jahre) nach Übergängen in eine neue Lebensphase suchen. Dabei hat es sich als hilfreich erwiesen, dass auch flexible Übergänge aus der Werkstatt in das Projekt bei vielen Nutzern möglich gemacht wurden, indem Teilzeitarbeitsplätze eingerichtet wurden.
Es erscheint uns eminent wichtig, nicht die homogene gesellschaftliche Richtlinie (die ja auch dort beträchtlich aufgeweicht wird) zu übernehmen, sondern individuell und flexibel mit der Altersgrenze weiterhin umzugehen. Das Projekt kann dabei als Beispiel auch in der Kooperation mit der Werkstatt dienen.

(5.) Das Modellprojekt hat eindeutig gezeigt, dass ältere Menschen dieser Generation, die aufgrund ihrer Lernschwierigkeiten eine lange Geschichte des „ewigen Kindes" (KÖNIG 1986:63) in Einrichtungen der Behindertenhilfe erlebt haben und über wenig Erfahrung als Erwachsene in Teilhabe am Gemeinwesen verfügen, besondere Bedarfe in der Unterstützung und im Zugang auf dieses haben. Zum Erhalt und Ausbau eines zweiten Milieus sind Selbsthilfegruppen und Gruppen von Betroffenen mit Assistenz im Gruppenprozess dringend nötig. Sie gehören in Schweden und England zum Regelangebot eines gemeinwesenbezogenen Unterstützungskonzepts und sind in der BRD aufgrund mangelnder Infrastruktur von Servicestützpunkten noch dringender benötigt als dort.
Unsere Empfehlung ist es, gemeinwesenbezogene Assistenz in Gruppenkontexten oder **offenen Serviceangeboten in den Gemeinwesen als Regel** zu etablieren und so zu installieren, dass sie als offene Serviceangebote mit sozial-räumlichem Bezug weder der Behindertenhilfe noch der Altenhilfe als Säulen des Hilfesystems zugeschlagen werden, sondern als kommunale Versorgungs- und Unterstützungsangebote eine breite Personengruppe von älteren Menschen mit Teilhabebedarfen anzusprechen in der Lage sind.

7.2 Organisationsbezogene Ergebnisse und Empfehlungen

(1.) Initiiert wurde das Modellprojekt von Trägern der Behindertenhilfe. Klugerweise haben diese bereits im Entwurf einen **Träger der Stadtteil- und Kulturarbeit** um seine Mitwirkung gebeten und das Projekt an diesen Standort verlegt. Im Verlauf des Projekts wurde deutlich, wie unglaublich wichtig diese Entscheidung für den weiteren Werdegang war. Die Ambivalenz zwischen Spezialisierung und Mainstreaming Services wurde nicht mit einem Entweder-oder entschieden, sondern konnte sich einen dritten Weg bahnen. Die Begegnungsstätte konnte die Verinselung einer spezialisierten Dienstleistung brechen, als Brückenkopf zum Stadtteil dienen und

Begegnungen unterstützen. Viel wichtiger aber war, dass dieses Zentrum selbst eine Art Schmelztiegel verschiedener Interessen und Gruppierungen im Stadtteil abbildet und damit weitgehend resistent gegen Spezialisierungen ist. Es arbeitet mit allen anstehenden Problemlagen „normalisierend“ und entspezialisiert und lässt damit deutlich die Tendenz zu einem Mainstreaming Services in allen Aktivitäten mitklingen. Dennoch gibt es genügend Spielraum für Rücksichtnahme auf die besonderen Bedarfe der Nutzerinnen und Nutzer und besitzt ausreichend soziale und professionelle Kompetenz.
Es erscheint uns äußerst empfehlenswert, die Trägerschaft für ähnliche Projekte für Menschen mit Lernschwierigkeiten im Alter weder an Träger der Behindertenhilfe anzubinden noch einfach in die Altenhilfe zu geben. Es hat sich gezeigt, dass ein dritter Weg, der nach Trägerschaft durch Stadtteil- und Gemeinwesenprojekte sucht, erfolgversprechender ist. Ohne die Begegnungsstätte in ihrer puren Präsenz als Ort, aber auch durch ihre Menschen und Professionellen, wäre das Projekt sicherlich zur ergotherapeutischen Nische jenseits einer Einmischung in den Stadtteil geworden.

(2.) Das Projekt wurde getragen von einem kollektiven Leitungsgremium in Gestalt der Lenkungsgruppe. Die Projektverantwortung lag bei einem Träger der Behindertenhilfe, der kaum durch Nutzerinnen und Nutzer am Projekt beteiligt war. Diese Struktur hatte Vorteile und Nachteile zugleich: Zum einen hat die kollektive Leitung für die Modellphase zu einer größtmöglichen Beteiligung aller involvierten Institutionen geführt. Die Projektverantwortung hat vermieden, dass das Projekt okkupatorisch den Interessen eines Trägers der Behindertenhilfe unterworfen wurde. Andererseits war die Begleitung der Mitarbeiterinnen, vor allem in der Anfangsphase des Projekts so, dass ein kontinuierlicher Fachdiskurs mit dem Stadtteil ausblieb, da der Träger nicht lokal eingebunden war.
Wir halten es für nötig und sinnvoll, die **Trägerschaft** wie oben gesagt einem im Stadtteil akkreditierten Träger der Stadtteilarbeit zu übergeben und für die Mitarbeiterinnen eine Verankerung im Stadtteil und seinen Fachdiskursen zu sichern. Zugleich halten wir es für notwendig, einen **Beirat** aus Vertretern der Behindertenhilfe und der Seniorenarbeit solchen Projekten zur Seite zu stellen.

(3.) Es hat sich im Verlauf des Projekts gezeigt, dass die älteren Menschen mit Lernschwierigkeiten eine umsichtige Unterstützung und fachkompetente Begleitung benötigen. Zugleich wurde deutlich, dass diese Mitarbeiterinnen alleine nicht die Öffnung hin zum Stadtteil und seinen Teilhabemöglichkeiten erwirken können. Bürgerinnen bzw. Bürger des Stadtteils als engagierte Interessierte haben bei dieser Öffnung eine tragende Rolle.
Es scheint uns wichtig zu sein, stadtteilorientierte Projekte mit älteren Menschen mit Lernschwierigkeiten so zu unterstützen, dass sowohl **Fachkräfte wie auch engagierte Bürgerinnen bzw. Bürger** des Stadtteils dort eingebunden sind. Dies führt eher zu Synergien aus Stadtteilkenntnissen, sozialen Kontakten und fachlicher Kompetenz.

(4.) Modellprojekte sind ideal geeignet, um einen **Anschub** für eine Innovation zu begründen, Fakten, Daten und Erfahrungen zu sammeln und in Form von Aktionsforschung zu verarbeiten. Sie verführen aber dazu, sie als **Aufschub** für die anstehende Regelfinanzierung eines eindeutigen Bedarfs zu nutzen. Beides war auch im Rahmen dieses Modellprojekts der Fall. Obwohl es sich beim Projektgegenstand

nach Meinung aller beteiligten Fachleute und nach Äußerungen der Nutzerinnen und Nutzer um einen klaren Bedarf zur Durchsetzung der Teilhaberechte älterer Menschen mit Lernschwierigkeiten handelt und obwohl der Zwischenbericht ein eindeutiges Petitum zur Regelfinanzierung unter der Trägerschaft der Begegnungsstätte Bergstedt aussprach, wurde erst zuletzt eine Finanzierung dieses Angebots gesucht.
Die Empfehlung geht dahin, in Modellprojekten nach der Hälfte der Laufzeit einen Ablaufplan für die Beendigung oder die geregelte Weiterführung des Projekts zu entwerfen und diesem in der zweiten Hälfte der Laufzeit stringent zu folgen.

7.3 Nutzerinnen- und nutzerbezogene Ergebnisse und Empfehlungen

(1.) Als Betrachter von außen ist uns bei den Besuchen der Gruppen und in Gesprächen mit den Nutzerinnen bzw. Nutzern in keiner Weise ersichtlich geworden, weshalb eine derart große Anzahl der Mitglieder dieses Modellprojekts (17 von 22 befragten Nutzerinnen bzw. Nutzern – 77,3 %) in vollstationären Einrichtungen der Behindertenhilfe lebt. Viele der Einrichtungen, in denen die Nutzerinnen und Nutzer leben, sind größere Einrichtungen der Behindertenhilfe mit z. T. über 40 Wohnplätzen.
Diese Tatsache ließ sich nicht mit unseren Eindrücken von den alltagspraktischen und intellektuellen Kompetenzen der Nutzerinnen bzw. Nutzer, wie wir sie erlebt haben, verbinden. Gleichzeitig waren wir sicher, dass jede dieser Personen mit ausreichender ambulanter Unterstützung fähig wäre, auch im Alter noch eine **Veränderung der Wohnsituation hin zu Formen des eigenständigeren Wohnens** anzugehen und zu gestalten, und dass sie dies sich zwar wünschen, aber selbst nicht unbedingt zutrauen und deshalb und aus vielen weiteren Gründen diesen Wunsch nur sehr verhalten artikulieren. Dass dies in anderen Ländern Europas wie Schweden und England längst erfolgt wäre, ist ein Fakt.
Zugleich sind wir uns im Klaren, dass derzeit in Hamburg Ambulantisierung mit Erwartungen der Kostenreduktion verbunden wird und daher sowohl bei Trägern als auch bei Nutzern die Scheu davor besteht, in eine Abwärtsspirale der Betreuungsintensität zu geraten. Gerade ältere Menschen haben jedoch im Falle eines Wohnens in selbstbestimmteren Lebensformen nach einer anfänglichen Reduktion des Hilfebedarfs einen durch den Alterungsprozess wieder steigenden Assistenzbedarf.
Die Folgen der Tatsache stationärer Unterbringung wurden in diesem Projekt überdeutlich: Exklusion vom Leben im Gemeinwesen, Exklusion vom sozialen und kulturellen Kapital, Reduktion auf ein Milieu etc.
Wir empfehlen dringend ein sorgfältiges „person-centeredplanning“ mit den betroffenen Personen über ihre Wünsche hinsichtlich der Wohn- und Lebensform im Alter, das es ihnen ermöglicht, jene Wohnform zu wählen, die ihren Bedürfnissen und ihren Kompetenzen wirklich entspricht, und das ihnen eine maximale Teilhabe am Leben eines Gemeinwesen sichert. Und wir empfehlen dringend, die dann entstehenden Betreuungs- und Versorgungsformen nicht primär unter dem Vorbehalt der Kostenreduktion zu schaffen, sondern mit steigenden Bedarfen im Alter zu kalkulieren und diese abzusichern. So würden die verwendeten Finanzmittel zumindest effektiver ‚ad personam‘ eingesetzt und vermutlich wäre dies auch bei den Betroffenen dieser beiden Gruppen ressourcenschonender.

(2.) Ein wichtiges Ergebnis der Netzwerksstudien scheint uns folgende Paradoxie zu sein: Menschen mit Lernschwierigkeiten, die in stationären Versorgungssystemen leben, verfügen über ein relativ breites alltägliches Netzwerk, das aber zu 62,6 % aus Professionellen und Betreuten besteht und zu 22 % aus Menschen aus dem familiären Bereich, die nur selten und im Alter immer seltener angetroffen werden. Nur 15,4 % der Netzwerksteilnehmer sind im Schnitt bei diesen Menschen aus anderen Bereichen als Familie und Einrichtung, wobei viele dieser Kontakte nur sporadisch sind. Menschen mit Lernschwierigkeiten, die die beiden Gruppen des Modellprojekts besucht haben und im eigenen Wohnraum leben, haben vergleichsweise deutlich kleinere Netzwerke, wobei die Netzwerkskontakte im Bereich der Professionellen offenbar geringer ausfallen, sich die proportionale Verteilung also verschiebt. Trotz geringerer Netzwerksgröße hat die zweite Gruppe jedoch deutlich bessere Chancen, Teilhabe am kommunalen Leben in Seniorenkreisen etc. realisieren zu können.
Nicht die Anzahl der Personen eines sozialen Netzwerks ist also relevant für Teilhabe, sondern die Frage, wie viele „Brückenhalter" hin zur Teilhabe im öffentlichen Bereich sich darin befinden. „Brückenhalter" sind solche Netzwerkspersonen, die Verbindungen zu mehreren anderen Personen herstellen können. Es ist zu vermuten, dass auch die Betreuungs- und Assistenzpersonen bei ambulanter Betreuung sich in dieser Aufgabe eher definieren.
Trotz des deutlichen Risikos, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten im Alter im eigenen Wohnraum kleinere Netzwerke haben, die eventuell auf eine beginnende Isolierung hindeuten können, empfehlen wir Betreuung in selbst gewählten, möglichst **eigenständigen Wohnformen im Gemeinwesen**, da hier die Chancen auf Teilhabe besser realisiert werden können.

(3.) In großer Deutlichkeit zeigte sich das Ausmaß an **Exklusion durch einen enormen Mangel an Teilhabe am ökonomischen Kapital** bei den Nutzerinnen bzw. Nutzern. Man kann ausdrücklich davon sprechen, dass diese Menschen trotz größter finanzieller Aufwendungen der Kommunen für ihre Versorgung arm sind. Die Möglichkeit, am öffentlichen Leben entsprechend der eigenen Behinderung teilzunehmen, ist dadurch in nicht zu übersehender Weise eingeschränkt. Diese Armut nimmt mit der Berentung im Alter deutlich zu. Sie ist so einschneidend, dass auch verhältnismäßig gering erscheinende Aufwendungen für Freizeitaktivitäten nur mit erheblichen Einschränkungen verbunden erbracht werden können.
Ein Projekt für Menschen mit Lernschwierigkeiten im Alter kann sich, so unsere Empfehlung, in keinem Fall auf die Eigenbeiträge der Nutzerinnen und Nutzer stützen. Dies wäre ein weiterer Beitrag zur Exklusion.

(4.) Das soziale Netzwerk der Nutzerinnen und Nutzer droht im Alter wichtige Cluster, bestehend aus Kolleginnen bzw. Kollegen am Arbeitsplatz, zu verlieren. Es wird bei stationärer Versorgung stark von wesentlich fremdbestimmten sozialen Kontakten dominiert. Frei gewählte Freundschaften sind Mangelware. Das Projekt war für die Nutzerinnen und Nutzer die einzig konkrete Möglichkeit, Teile dieser Kolleginnen- bzw. Kollegen- Cluster aufrechtzuerhalten, und hatte dadurch eine sehr hohe Wertigkeit für sie.
Es war ein richtiger Schritt, bei der Gründung des Projekts darauf zu achten, dass sich Kolleginnen- bzw. Kollegen-Verbünde in den beiden Gruppen zusammenfinden konnten, und unsere Empfehlung geht dahin, in der Seniorenarbeit mit Menschen

mit Lernschwierigkeiten besonders jene Verbindungen zu stützen, die nichtentfremdet, nicht aus stationären Kontexten heraus erwachsen sind. Dies ist auch als deutliche **Warnung** davor zu verstehen, nun an die Stelle des Projekts interne, bei den Trägern der Behindertenhilfe angesiedelte sog. **„tagesstrukturierende Angebote“ als Alternative anzusehen.**

(5.) Die Nutzerinnen und Nutzer bzw. Benutzer des Projekts haben zum Ausdruck gebracht, dass sie den Zugewinn besonders an Freizeitaktivitäten außerhalb und die Bereicherung an kulturellem Kapital sehr schätzen gelernt haben. Zugleich wurde deutlich, dass beides ihnen finanziell und ohne Assistenz entweder nicht möglich gewesen wäre oder sie es sich nicht hätten leisten können. Diese Form der **Armut an Teilhabemöglichkeiten ist erschreckend** und wird durch die Träger der stationären Versorgung in keiner Weise gemildert.
Angebote wie die des Projekts müssen deshalb einen deutlich anderen Stellenwert als kommunale Versorgungsleistung bekommen. Sie sind essenziell, um die Teilhaberechte dieser Menschen realisieren zu können.

(6.) Es hat sich außerordentlich bewährt, professionelle Kräfte als Netzwerkerinnen bzw. Netzwerker und als Brückenhalter zum Stadtteil in diesem Projekt einzusetzen. Die Mitarbeiterinnen bzw. Mitarbeiter haben besonders in der Anfangsphase die besonderen Ängste der Menschen vor Kontakten außerhalb ihres gewohnten Netzwerks auffangen und bearbeiten können und sie haben das Umfeld des Gemeinwesens als Übersetzerinnen, Moderatorinnen und Assistentinnen zugänglicher gemacht.
Die Auswahl der Mitarbeiter ist wesentlich für diese Form der Projekte. Die Möglichkeit der Umformatierung dieser Angebote hin zu paternalistischen Bastelgruppen, die die Exklusion weiter stützen und nicht zu einer Öffnung beitragen, ist groß. Es ist wichtig, dass Projekte wie das Bergstedter Projekt zur **Öffnung** beitragen und nicht zu einem geschlossenen Versorgungssystem neben anderen werden.

(7.) Die Nutzerinnen und Nutzer heben hervor, dass u. a. durch gemeinsame Mahlzeiten die Form des Angebots durch **Gastfreundschaft und Freundlichkeit** geprägt war und sie deshalb sich in diesem Projekt wohl gefühlt haben.
Es scheint uns wichtig, dass bei zukünftigen Projekten das Element der Gastfreundschaft, des Bewirtens und des freundlichen Empfangs deutlich betont wird. Wie in anderen Projekten sozial-räumlichen Arbeitens scheint dieser Gestus die Schwelle deutlich zu senken, die Entspezialisierung deutlich zu markieren und die Tatsache, dass man als Bürger und nicht als Behinderter wahrgenommen wird, klar zu skizzieren. (vgl.: LANGHANKY/ FRIEß/HUßMANN/KUNSTREICH 2004). Das Projekt wird dadurch als ein öffentlicher Ort der Akzeptanz gekennzeichnet. Eine Form des öffentlichen Cafés, des Mittagstischs, der Bewirtung mit anderen wird deshalb häufig in Schweden und England als kommunaler Treffpunkt gewählt. Man kann sich ein erweitertes Angebot in Fortführung dieses Projekts in solchen Formen gut vorstellen.

VIII.
Literatur

AGENDA 22: Umsetzung der UN-Standardregeln auf kommunaler und regionaler Ebene. Behindertenpolitische Planungsrichtlinien. Überarbeitete Version; Fürst Donnersmark- Stiftung Berlin 2004

BMA (BUNDESMINSTERIUM FÜR ARBEIT UND SOZIALORDNUNG): Die Lage der Behinderten und die Entwicklung der Rehabilitation; Bonn 1998, unveränderter Nachdruck 2002

BOURDIEU, P.: Die feinen Unterschiede – Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft; Frankfurt/ Main 1987

BUNDESVERBAND DER LEBENSHILFE (Hg.): Alt und geistig behindert; Große Schriftenreihe Bd. 26; Marburg 1993

BUNDERSVERBAND DER LEBENSHILFE (Hg.): Wohnen heißt zu Hause sein: Handbuch für die Praxis gemeindenahen Wohnens von Menschen mit geistiger Behinderung; Marburg 1994

BUCHKA, M.: Ältere Menschen mit geistiger Behinderung. Bildung, Begleitung, Sozialtherapie; München/ Basel 2003

ERICSSON, K.: From institutional life to community participation. Ideas and realities concerning support to persons with intellectual disability; Uppsala 2002

GOFFMAN,E.: Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen; Frankfurt/ Main 1973

GOFFMAN, E.: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität; Frankfurt/ Main 1975

HOFMAN, T. und Mitarbeiter: Ansätze für ein selbstbestimmtes Leben im Alter; in: Selbstbestimmung. Kongressbeiträge; Marburg 1996

HOLZ, G. (Hg.) Geistig behinderte Menschen im Alter – Dokumentation einer Fachtagung. Iss-Aktuell 41; Frankfurt 1995

DEPARTMENT OF HEALTH: Valuing People. A New Strategy for Learning Disability for the 21st Century; A white Paper; London, March 2001

JANTZEN, W.: „die da dürstet nach der Gerechtigkeit". Deinstitutionalisierung in einer Großeinrichtung der Behindertenhilfe; Berlin 2003

KÖNIG, A.: Normalisierung und Bürgerrechte. Geistig behinderte Erwachsene in den USA; Frankfurt/Main 1986

KRONAUER, M.: Exklusion; Frankfurt a. Main /New York 2002

LANGHANKY,M./ FRIEß, C./ HUßMANN, M./ KUNSTREICH, T.: Erfolgreich sozial-räumlich handeln. Die Evaluation der Hamburger Kinder- und Familienhilfezentren; Bielefeld 2004

MANSELL, J./ ERICSSON, K.: Deinstitutionalisation and Community Living. Intellectual Disability Service in Britain, Scandinavia and USA; 2000 (www.skinfaxe.de)

MEILENSTEINE des Modellprojekts „Vernetzung von Alten- und Behindertenhilfe in der Begegnungsstätte Berstedt"; Manuskript vom 19. 7. 2002

SCHUPPENER, S.: Teilhabe und Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderungen im Alter; in: Geistige Behinderung Heft 1/ 2004

SPECK, O.: Alt und behindert – was nun?; in: Zusammen 3/1993

SCHMIDT-GRUNERT, M. (Hg): Sozialarbeitsforschung konkret. Problemzentrierte Interviews als qualitative Erhebungsmethode; Freiburg Brsg.1999

www.user-conference.de (Zugriff Juli 2004)

Impressum

Herausgeber:
Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend
11018 Berlin
www.bmfsfj.de

Autoren:
Michael Langhanky, Marcus Hußmann

Publikationsversand der Bundesregierung
Postfach 48 10 09
18132 Rostock
Tel.: 0 18 88/80 80 800
Fax: 0 18 88/10 80 80 800
E-Mail: publikationen@bundesregierung.de
Internet: www.bmfsfj.de

Stand:
Juli 2005

Gestaltung:
KIWI GmbH, Osnabrück

Dieses PDF ist Teil der Öffentlichkeitsarbeit
der Bundesregierung; es wird kostenlos abgegeben
und ist nicht zum Verkauf bestimmt.

Für weitere Fragen nutzen Sie unser
Servicetelefon: 0 18 01/90 70 50*
Fax: 0 18 88/5 55 44 00
Montag–Donnerstag 7–19 Uhr

* nur Anrufe aus dem Festnetz, 9–18 Uhr 4,6 Cent,
sonst 2,5 Cent pro angefangene Minute